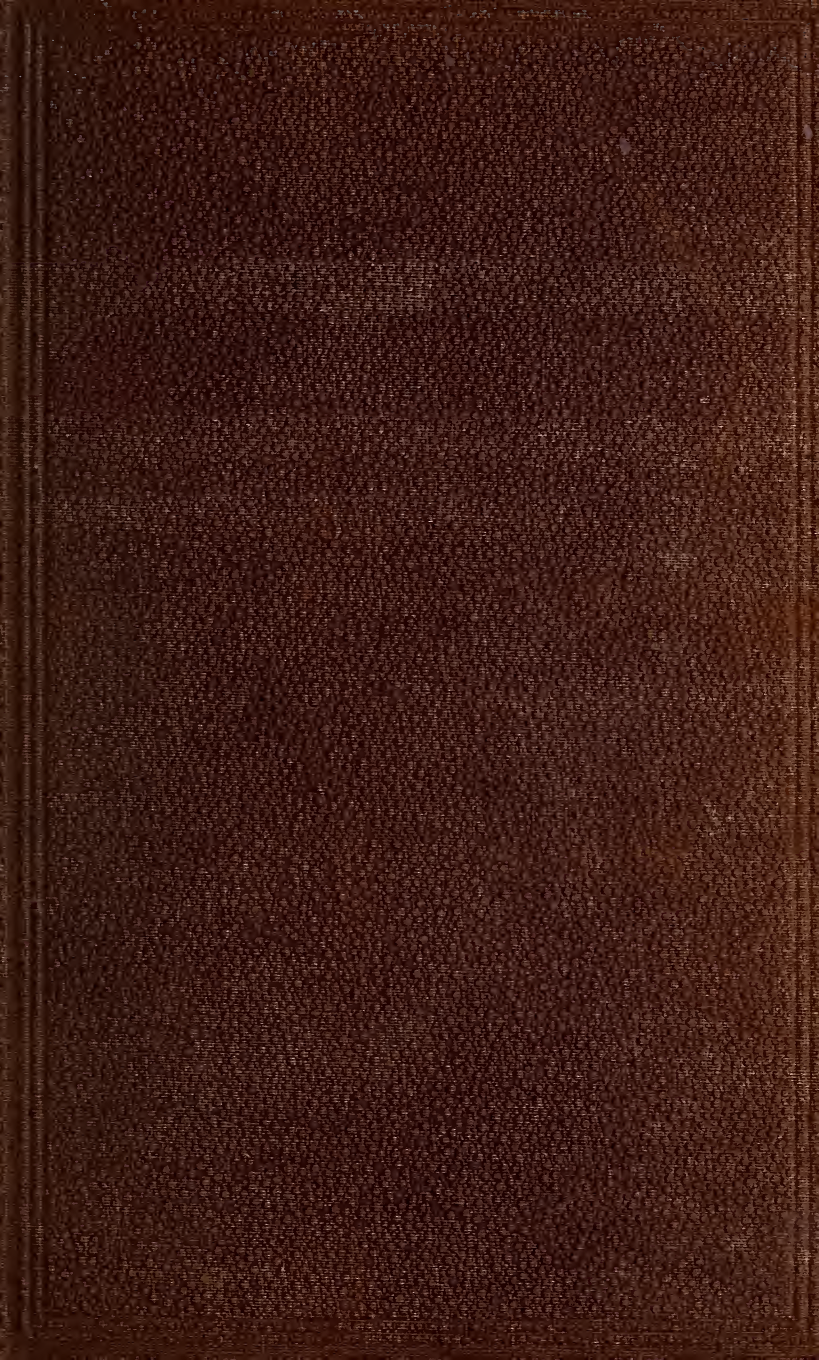
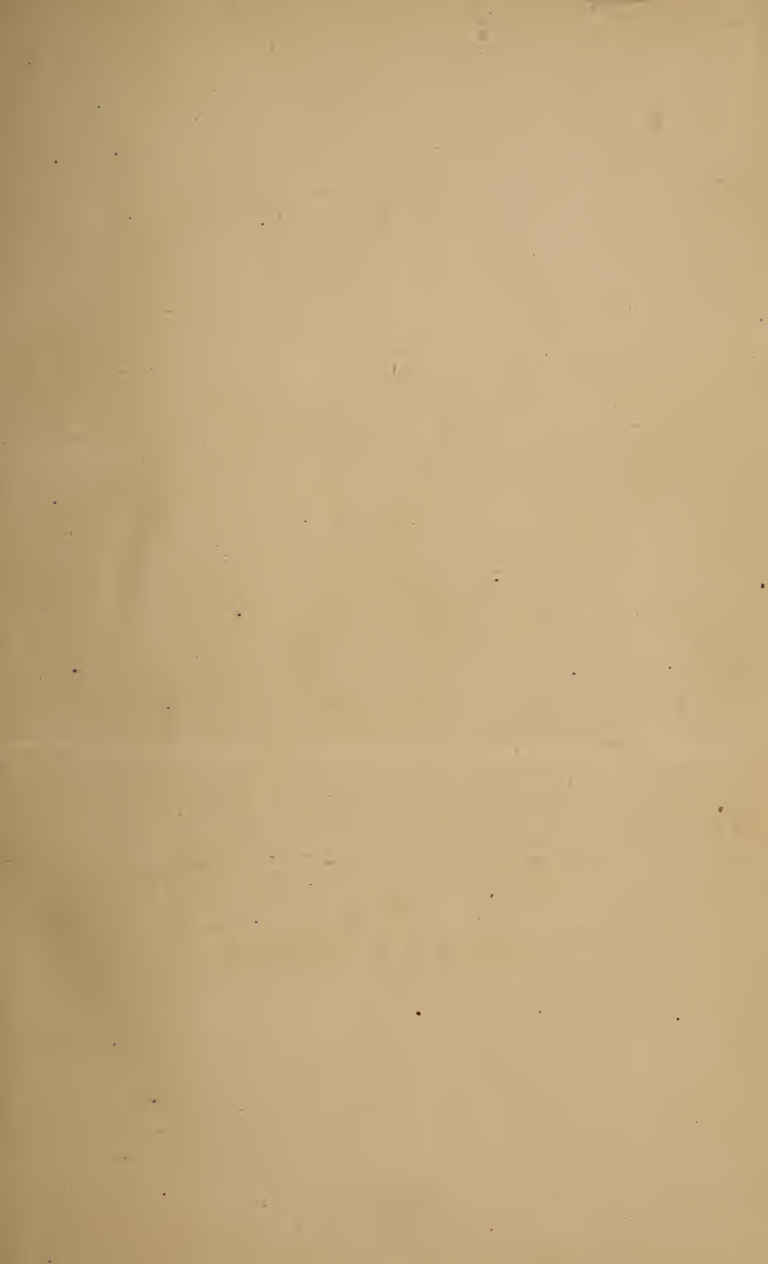
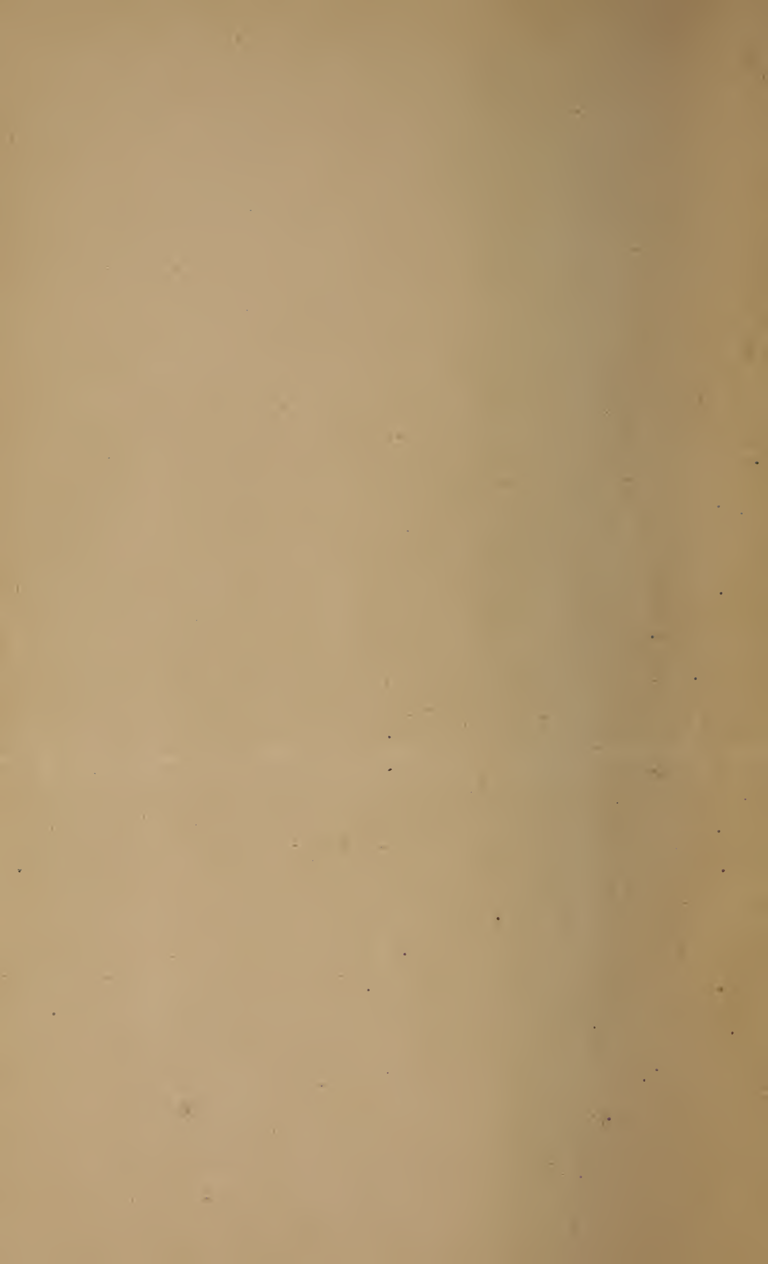
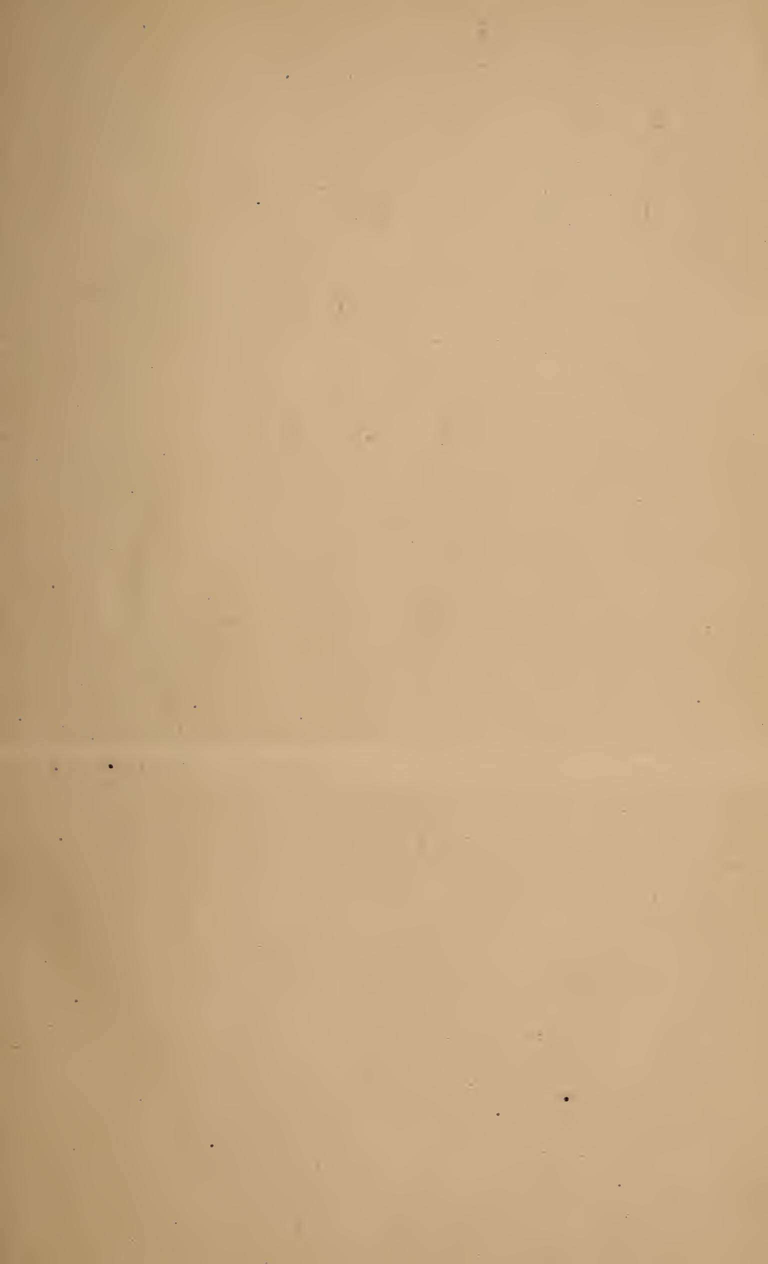



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800









Der Tannhäuser.

Der Tannhäuser.

Eine Erzählung

von

E. F. Leyh.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1874.

Einleitung.

Vor ungefähr 20 Jahren besuchte der Herausgeber dieser Erzählung ein Privat-Institut in einem deutschen Landstädtchen, in welchem etwa zwei Dutzend Knaben im Alter von 14 bis 17 Jahren in verschiedenen Fächern des praktischen und unpraktischen Wissens, u. A. auch in der Musik unterrichtet wurden. Der Aelteste von uns, ein reiches und sehr von sich eingenommenes Muttersöhnchen, hatte sich in die Tochter eines städtischen Beamten verliebt, in dessen Haus er eingeführt worden war. Eines Tages kaufte er sich ein Buch Notenpapier, suchte aus seinem Pulte die besten Federn zusammen, nahm einen schönen, feinen Notenbogen und schrieb an die Spitze desselben:

Margarethen-Galopp

von

Hans Kasper Gunkel.

II.

Opus 1.

Dem Hochwohlgeborenen Frl. Margaretha N. N. in tiefster Ehrfurcht und Zuneigung gewidmet.

Unser angehender Componist theilte dann die Takte ab und zwar für den ersten Theil neun, für den zweiten zehn, für den dritten elf und für das Finale sogar zwölf Takte, setzte sich an das Clavier und begann nun auf den Tasten herum zu galoppiren, — der Margarethen-Galopp, Opus 1, wollte jedoch nicht fertig werden, er wurde kaum angefangen und harrt vielleicht heute noch seiner Vollendung.

Ich gehörte damals zu Denen, welche sich am Meisten über die unglückliche, bereits gewidmete und nicht fertig gewordene Composition lustig machten, muß aber hier eingestehen, daß ich einige Jahre später einen ähnlichen, ja noch weit dümmeren Streich machte.

Zu Anfang der sechsziger Jahre besuchte ich nämlich in Gesellschaft eines schönen Kindes von Bergen das Frankfurter Opernhaus. Wagner's „Tannhäuser" wurde gegeben, und der zu jener Zeit berühmte Koburger Kammersänger N. sang die Titelpartie. Auf

dem Heimwege war natürlich der „Tannhäuser" das Hauptthema der Unterhaltung, und ich erzählte meiner Begleiterin die Geschichte des verliebten Minnesängers ausführlich.

„Wissen Sie was", — sagte die Schelmin von Bergen plötzlich, — „über diesen Tannhäuser müssen Sie mir ein hübsches Buch schreiben."

Es giebt Stunden im Leben, in denen man Alles verspricht, womöglich die Ringe des Saturn herunterzuholen, wenn ein schönes Mädchen das Versprechen daran knüpft, sich uns mit einem dieser Ringe verloben zu wollen; — es war eine solche Stunde, in der wir durch die Bornheimer Allee dem alten Bergflecken zuschritten. Die Blüthen der umliegenden Gärten dufteten berauschend, die Sterne glänzten so neu und so glückverheißend, und die schöne Stimme schwatzte so bezaubernd; — ich vergaß ganz, daß zum Schreiben eines Buches mehr gehört, als eine junge Dame in die Oper zu führen und versprach ihr den „Tannhäuser."

Seitdem sind Jahre vergangen, die Kleine von Bergen ist wohl längst groß geworden, das Weltmeer

wogt zwischen uns, ich selbst bin gealtert, habe in der neuen Welt eine bescheidene Existenz und ein stilles, häusliches Glück gefunden; — aber den Gedanken an den versprochenen „Tannhäuser“ konnte ich seitdem nicht wieder los werden. Und ich habe doch sonst in meinem Leben so viel vergessen. Ich habe Freunde und Feinde aus dem Gedächtniß verloren, manchen dummen, tollen und bösen Jugendstreich im Lethe ertränkt, habe sogar die Schelmin von Bergen zu den Todten geschrieben, nur der unglückliche, in einer schwärmerischen Stunde versprochene Roman wollte mir nicht aus dem Sinn; ich begann meinen „Tannhäuser“ in Versen und in Prosa, es wollte in keiner Weise gelingen; ich trug mich länger als dreizehn Jahre damit und war vor wenig Wochen noch nicht weiter gekommen, als mein vielverspotteter Mitschüler mit seinem Margarethen-Galopp, Opus 1; — in meinem Schreibtische lag der heillose Titel, aber sonst Nichts.

Da führt mir der Zufall den Berichterstatter einer deutsch-amerikanischen Zeitung in den Weg, wir wurden bekannt und vertraut, und gelegentlich erzählte ich ihm auch als „schlechten Witz“ die Geschichte von

dem verunglückten „Tannhäuser" und zeigte ihm den verwaisten Titel als Curiosität. — Er versank in tiefes Nachdenken, sein graues Auge starrte sinnend in die unseren Cigarren entströmenden Rauchwolken, endlich sagte er: „Das wäre eine Idee, — ich habe einen Tannhäuser gekannt." Rasch erzählte er die Geschichte in ihren Umrissen, sie schien mir zu passen, und um die Idee, welche mich nun schon nahezu ein halbes Menschenleben peinigt, los zu werden, beschloß ich, die Erzählung meines Bekannten zu benutzen, selbst auf die Gefahr hin, daß die schöne Bergenerin dieselbe nicht als den „Tannhäuser" anerkennt, welchen ich ihr damals versprochen habe. Wie selten werden überhaupt Versprechen buchstäblich erfüllt! Ich könnte davon manches traurige Lied singen, doch hier handelt es sich nicht um Lieder, sondern um eine Geschichte.

Da ich übrigens der Welt noch nie eine Geschichte erzählt habe, außer etwa zwei oder drei Mal die alte und ziemlich langweilige Geschichte „Wie man Präsident wird," wozu bekanntlich kein besonderes Erzählertalent gehört, so stelle ich dem geneigten Leser hiermit als unseren künftigen Erzähler vor

VI.

Hrn. Heinrich Hellmuth, Reporter des Weltblattes „Der Liberal-Republikaner“ in der amerikanischen Großstadt Mobtown.

Unser Erzähler ist zwar auch kein Meister dieses Faches, und der geneigte Leser wird ihm Manches nachsehen müssen, denn er hat eigenthümliche, oft sogar unleidliche Gewohnheiten; er gebraucht gern Citate, selbst wenn diese nicht immer passen, mischt mitunter nach der Art ungebildeter Deutsch-Amerikaner englische Worte und Sätze in seine Rede, heinesirt sogar, was übrigens in unseren Tagen in der Luft zu liegen scheint, und versteigt sich zuweilen zu einem unnöthigen Pathos, oder er verschwimmt in einer weinerlichen Sentimentalität. Doch man muß die Menschen nehmen, wie sie sind und einem Jeden sein Bißchen Narrheit zu Gute halten. —

Lassen wir ihn deshalb anfangen!

Erster Theil — Deutschland.

Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met, or never parted,
We had néer been broken hearted.

R. Burns.



Erstes Kapitel.

Wenn ich an meine Schuljahre denke, so steigt manche trübe, aber auch manche liebe und freundliche Erinnerung vor mir auf, und wie dem Odysseus die stygischen Schatten, nahen mir Gestalten der Jugendgenossen, die längst das Schicksal in alle Welt zerstreut hat, von denen bereits Einige gestorben und Andere verdorben sind.

Soll ich, wie der Laertiad' an der Pforte der Unterwelt, ebenfalls ein Opfer bringen und sie durch das Blut desselben zum Sprechen zwingen? Was können sie aber viel erzählen? Was läßt sich von jungen Leuten erfragen, die Nichts sind und Schulmeister werden wollen, nämlich erst recht Nichts!

1*

Sei es darum! — Ich habe ja Opferthiere genug; meine hehre, melodische Göttin hat mich für diese Fahrt reichlich versorgt; auf den Triften meiner Bekanntschaft grasen Widder und Schafe und viel schwerhin wandelndes Hornvieh. Einen Schöps kann man deshalb wohl wagen, — die Schöpse sind ohnehin so zahlreich, daß der Verlust eines Einzelnen gar nicht bemerkt wird. Bringen wir deshalb das Opfer und zwar in derselben Weise, wie es Homeros in Odyssee 11, V. 23—37 schildert, lassen wir die stummen Schatten aus dem Erebos der Erinnerung der Blutlache nahen.

„Bräute und Jünglinge kommen und langaus duldende Greise
Und noch kindliche Mädchen in jungem Grame sich härmend,
Männer im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung —
Ich dann setze mich hin und wehre den Schatten der Todten
Näher dem Blute zu gehn.“

Denn vorher muß ich dem Leser von dem Kloster Canion erzählen, wo unsere Geschichte ihren Anfang nahm. — Dieses Canion ist eine von den verschiedenen Schulen, in denen ich Nichts gelernt habe. Wie dieselbe zu dem ausländischen Namen gekommen, kann ich nicht sagen, dieser nimmt sich unter den Heubach, Strohbach, Wiesenbach, Breitenbach, Wenkebach, Krenkebach, Mottgers, Motter und wie das rein deutsche

Namenungeziefer der umliegenden Dörfer heißen mag, eben so vornehm aus, wie Orchilla neben einheimischem Denger, außer dem vornehmen ausländischen Namen hat übrigens unser Canion vor den Heu- und Strohdörfern seiner Umgebung Nichts voraus.

Canion, ein ehemaliges Mönchskloster, liegt in der Mitte von Deutschland, da, „wo der süddeutsche Flegel den norddeutschen versteht", wie Heine oder Johann Heinrich Voß sagt. Das Kloster wurde von der Reformation mitten aus einer streng-katholischen Gegend herausgegriffen und aufgehoben, um drei Jahrhunderte später eine Pflanzstätte des Protestantismus zu werden.

Das Gebäude ist ein Viereck mit zwei hohen, spitzen Thürmen an den Enden der Nordseite, noch fast vollständig ummauert und mit unregelmäßigen Nebenbauten versehen. — Obwohl das Kloster sehr alt war, so können die jetzigen Gebäude doch kaum dreihundert Jahre gestanden haben, und die guten Mönche, welche den Bau zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts neu aufführten, ahnten wohl kaum, daß sie dem Protestantismus eine Wiege zimmerten.

So geht es aber immer! Die Schwalbe baut das Nest und der Sperling nistet darin. Eine Idee erbt die Form der anderen; für Zeus und Opoll wurden

die italienischen Tempel gebaut und dem Christengotte wurden sie geweiht. Die Katholiken brauchen sich nicht zu grämen, daß sich der Protestantismus in manchen Gegenden Deutschlands in ihren Domen, Kirchen und Klöstern breit macht, wer weiß, wie bald auch dieser daraus vertrieben wird! Es ist freilich sehr fraglich, ob sie selbst diese Genugthuung erleben.

Dreihundert Jahre und welche Veränderung! Vor dreihundert Jahren schritten Männer durch diese Kreuzgänge, die allem Vermuthen nach viel glaubten, aber nicht lieben und nicht hoffen durften; jetzt stürmen Jünglinge durch die langen Corridore, welche unter Umständen gar nichts glauben, viel lieben und Alles hoffen. Vor dreihundert Jahren lebte dort eine kleine Schaar, welche die Leuchte der Wissenschaft kümmerlich nährte und ängstlich vor dem Volke verborgen hielt; jetzt werden junge Leute dort ausgebildet, um Wissen und Bildung unter das Volk zu tragen.

Von den langen Gängen des Hauptgebäudes sah man auf einen geschlossenen Hof, welcher früher als Begräbnißplatz für die Schutzherren und Aebte des Klosters diente und den Mönchen beständig sein memento mori zurief, jetzt wird auf den Gräbern geturnt. Die besseren Grabsteine hat man in einer Nische des Kreuzganges in die Wand eingelassen und diese

Steine erzählen dem, dessen geistiges Auge geübt und scharf genug ist, die Hieroglyphen des Mittelalters zu lesen, manche geheime Geschichte. Einer dieser Steine stellt einen knieenden Mönch dar, es ist der letzte Abt von Canion, neben ihm liegt Inful und Hirtenstab. Die Steinmetzenarbeit ist nicht schlecht und beinahe eines Künstlers würdig. Welche Seelenkämpfe mag dieser Mann bestanden haben, ehe er sein Kloster öffnete und die faulen Gesellen hinausjagte! War es der Glaube, die innere Ueberzeugung, die Reformationssucht, oder die Liebe, was ihn zu diesem Schritte trieb? Sehr möglich, daß es die Liebe war, denn der wackere Abt warf Inful und Hirtenstab, Scapulier und Kutte in den Winkel, nahm ein Weib und wurde ein Philister und heut' zu Tage rühmt sich die Hälfte der Philister des nahen Städtchens, von dem berühmten Abte abzustammen.

Diesem Grabmale gegenüber steht ein anderer Stein, auf dem ein Schutzherr des Klosters nebst seiner tugendfesten Gemahlin abconterfeit ist. Dieser Mann mit dem einfältigen, gläubigen Gesicht war zu Lebzeiten vielleicht ein ganz gewöhnlicher Schnapphahn.

Gar oft habe ich sinnend vor diesen Steinen gestanden und einmal habe ich sogar den steinernen Abt, dessen runder Kopf mit den feisten Backen so stark aus

dem Rahmen trat, geohrfeigt, nicht etwa, weil er katholischer Priester war, denn Fanatiker bin ich nie gewesen, sondern weil er das Kloster aufhob und so gewissermaßen Schuld trug, daß das betreffende deutsche Vaterländchen ein Schullehrerseminar hatte.

Im Uebrigen betrachtete ich jene Fossilien des Mittelalters stets mit großer Ehrfurcht. Diese Reste einer untergegangenen, katholisch-feudalen Zeit, wie oft haben sie in mir das Heimweh nach den Burgen und Domen geweckt!

Ich habe übrigens das Ritterthum und den Katholizismus nur da geliebt, wo sie todt waren. Die lebendigen Ritter, besonders die Krautjunker, waren mir von jeher zuwider und von dem Katholizismus der Gegenwart hat mir Nichts Geschmack abgewinnen können, als das gute Bier der Mönche auf dem heiligen Kreuzberge.

Die Umwandlung des Klosters in ein Seminar erforderte mancherlei Umbauten. So wurde die große prachtvolle Klosterkirche förmlich geviertheilt und die großen Säle wurden in kleinere Räume abgetheilt; nur das ehemalige Auditorium der Mönche in der Südostecke war unverändert und hatte sogar seinen alten Namen beibehalten. Dieser Restauration hatte der nüchterne, kalkweiße Protestantismus seinen Stempel

aufgedrückt; mit bilderstürmischer Hand hat er allenthalben gegen die herrlichen Reste des Mittelalters gewüthet, die zierlichen Stein-Arabesken der Spitzbogen waren größtentheils verschwunden und nur in einigen verborgenen Winkeln hatte man es unterlassen, die von den Schlußsteinen der Kreuzbogen wie Ampeln niederhängenden, durchbrochenen Steinzapfen zu zerstören. In einer dieser Ampeln bemerkte man in dem steinernen Laubwerke das Bild eines kleinen Singvogels.

Dieser steinerne Vogel in jener entlegenen, selten betretenen Ecke brachte mich mitunter auf sonderbare Ideen. War das eine jener Nachtigallen, welche während der tausendjährigen Geistesnacht in den Burgen und Klöstern des deutschen Landes so ergreifend schön sangen? Wer denkt nicht an die Nachtigall von Hagenau, an den St. Gallener Klosterbruder Ekkehard und wer weiß heut zu Tage nicht, „daß in den Weißenburger Klosterhallen die Wiege deutscher Poesie gestanden!" Wer denkt nicht an den Mönch Wernher von Tegernsee, welcher eins der schönsten Liebeslieder gedichtet, die jemals in deutscher Sprache gesungen wurden! Verdanken wir nicht die besten Produkte unserer ersten Literaturepoche dem Genius, oder doch dem Fleiße und der treuen, liebevollen Pflege deutscher Mönche?

Diese Mönche soll mir deshalb Niemand schmähen. Es mögen dumme, fanatische und faule Gesellen darunter gewesen sein, aber im Allgemeinen haben sie der Menschheit viel Gutes gethan und wenn es eine Vorsehung gibt, so hat sie wirklich mit großer Umsicht gehandelt, daß sie die Reformation erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst eintreten ließ; denn, angenommen, der Luther hätte fünfhundert Jahre früher gelebt, wer hätte uns alle die prachtvollen Denkmale deutscher Literatur abschreiben und aufbewahren sollen? Die protestantischen Pfarrer doch wahrlich nicht, denn die sind bis auf wenige ehrenvolle Ausnahmen, die man aber meistens nicht unter den jüngeren Leuten suchen darf — keine großen Verehrer der klassischen Literatur, die Ritter aber erst recht nicht, denn die konnten damals noch nicht schreiben und das war ein großes Glück für ihre heutigen Nachkommen.

Wenn ich in meinen Knabenjahren manchmal den Baron Louis mit dem Levi aus dem Amte kommen sah und meine Mutter auf dieses in einem Dorfe wichtige Ereigniß aufmerksam machte, so sagte diese gewöhnlich: „Der wird wieder 'mal einen Theil seines Gutes verschrieben haben.“ Man denke sich nun das Unheil, wenn die ohne Zweifel großen Ahnen dieses guten Barons im vierzehnten Jahrhunderte bereits der

Schreibkunst mächtig gewesen wären! Armer Louis, Du könntest Dir heute die Mühe sparen, mit dem Levi zuweilen aufs Amt zu gehen; Deine Nachkommen werden nicht sonderlich Ursache haben, sich über Deine Schreibkunst zu freuen. Die Mönche dagegen konnten im Mittelalter durch ihr Schreiben nur Gutes stiften, denn als Individuen waren sie arm und hatten Nichts zu verschreiben. Und weil eben die Mönche im Mittelalter schreiben konnten, die meisten Ritter dagegen nicht, so kann ich hier die erfreuliche Thatsache verzeichnen, daß wir die herrlichen poetischen Werke des Mittelalters besitzen und daß der heutige Adel überhaupt noch Etwas zu verschreiben hat.

Dieser steinerne Vogel beschäftigte eine Zeit lang beständig meine Gedanken und verfolgte mich oftmals bis in meine Träume. Ich dachte dann an den berühmten Dichter, welcher vor dreihundert Jahren in diesem Kloster wohnte und von dessen Dichterruhm noch das ganze Städchen zehrt, trotzdem Niemand auch nur einen Vers dieses Klassikers wußte. Wenn man mitunter nach den Werken des berühmten Mannes fragte, dann wurden die Leute sehr geheimnißvoll und sagten: „Ja, wissen Sie, der war ein großer Dichter, dem war die deutsche Sprache zu gemein, er dichtete nur lateinisch.“

Doch nein, dieser Scholast war keine jener Nachtigallen des Mittelalters wie Thomassin von Zirklaere, Hugo von Trimberg, der Kürnberger und Otto von Bodenlaube; er war ein gelehrter Schulmeister, dichtete für Schulmeister und fand seine Anerkennung bei Scholasten; in das warm pulsirende Herz des deutschen Volkes hat diese Dichtersonne keinen Strahl geworfen.

Da ich bei dieser Gelegenheit bereits auf die Dichter zu sprechen gekommen bin, welche in Canion lebten, so muß ich auch noch verschiedene Andere nennen, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß sie die deutsche Literaturgeschichte in Zukunft ebenfalls todtschweigen wird, wie den berühmten deutschen Scholastiker, der im Mittelalter dort lateinische Verse machte und dadurch unter den Lohgerbern und Leimsiedern des nahen Städtchens unsterblich geworden ist.

Zweites Kapitel.

Auch als prosaisches, protestantisches Schullehrerseminar war Canion einmal eine Dichterschule und weil die Musensöhne dort kein Latein verstanden, so dichteten sie deutsch, wie ihnen der Schnabel gewachsen war.

Eines Tages war die Reimwuth in einer Klasse ausgebrochen. — Es war im Sommer. Die Bürschchen waren mit frischem Muth und leidlichem Gelde aus der Heimath zurückgekehrt, als uns die furchtbare Krankheit wie der schwarze Tod überfiel und große Opfer an Schweiß, Zeit, Papier und Federn forderte.

Der gutmüthige Johannes Gadlaub hatte sich nämlich während der Ferien in die tugendhafte Magd seiner Tante verliebt und in einem solchen Zustande ist man bekanntlich zu jeder Missethat fähig.

Der gute Junge würde nun wahrlich nicht an das Versemachen gedacht haben, wenn nicht gerade Einer zufällig ausgefunden, daß er den Namen eines berühmten Minnesängers führte. Man theilte ihm dieses mit und er fühlte sich ungemein geschmeichelt, bemerkte aber sofort, daß seine Ahnen seit undenklichen Zeiten Winzer gewesen und daß allem Vermuthen nach der Mienensänger zu seiner ehrsamen Bauernfamilie in keinerlei Beziehungen gestanden habe. Einmal aber auf den Minnesänger aufmerksam gemacht, wollte er mehr über denselben wissen und wandte sich zu diesem Zwecke an den Gelehrtesten in der Klasse, einen gewissen Freimund. Dieser theilte ihm über die Minnesänger im Allgemeinen mit, daß dieselben in der aschgrauen Vorzeit gelebt, in welcher noch keine Gesetze gegen fahrende Vagabunden bestanden, daß es joviale Gesellen gewesen, die beständig mehr Durst als Geld gehabt, und daß sie gewohnt waren, sich in jede blaue Schürze zu verlieben, worauf sie dann die schönsten Lieder gedichtet.

Da nun unser Hadlaub eine gewisse Aehnlichkeit zwischen seiner bescheidenen Persönlichkeit und der von Freimund beschriebenen Menschenklasse fand, freilich mit Ausnahme des Liederdichtens, welche Kunst er noch nicht versucht hatte, so glaubte er, seinem großen

Namensvetter auch in dieser Beziehung nachahmen zu müssen. Er versah sich deshalb mit einem bedeutenden Papiervorrathe, schnitt sich ein halbes Dutzend neue Federn und ging frisch ans Werk. Liebe auf Triebe war rasch gereimt, aber der sonst süße Name Bärbele wollte gar nicht in das Metrum passen. Freimund wurde in diesem schwierigen Falle abermals zu Rathe gezogen und nach längerem Nachdenken fiel ihm ein, daß die Dichter ihre Geliebten gewöhnlich unter fingirten Namen besingen. „Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts“ — docirte er — „galt es allgemein für einen poetischen Verstoß, eine Andere, als eine Gloris, Phillis oder Daphne zu verherrlichen; dann kamen die Lauren, die Molly's und die Meta's auf, heute ist man freilich auch schon bei ganz gewöhnlichen Frauenzimmern angekommen.“

Diese Wahrnehmung in der Literatur war der rettende Gedanke für den verliebten Freund und er beschloß, seine prosaische Hausmagd unter dem poetischen Namen Laura zu besingen.

Diese Liebe unseres Johannes zu einer Dienstmagd wollte mir nun gar nicht recht gefallen und als ich eines Tages mit Freimund spazieren ging und wir von der zu erwartenden Verherrlichung Bärbele's sprachen, bemerkte ich spitzfindig: „Ist das

nicht eine sonderbare Geschmacksverirrung von Hadlaub?"

„Du meinst in Betreff des dienstbaren Geistes?" entgegnete er gutgelaunt. „Ich finde das durchaus nicht", fuhr er fort. „ „Die Liebe fragt nie darnach, wo sie hinfällt", sagt meine Tante und die gute, alte Frau hat Recht. Siehst Du, Hellmuth, wenn Du mir nur einmal folgen und die alten Classiker studiren wolltest, oder wenn Du nur den geringsten Sinn für das deutsche Volkslied zeigtest, so würdest Du jetzt nicht diese alberne, unverständige Bemerkung gemacht haben. Bei uns in Thüringen singen die Bauermädchen in den Spinnstuben eine rührende Ballade von einem Grafen und seiner Magd. Wer jedoch das deutsche Volkslied nicht als Autorität anerkennen will, nun, der lese den Horaz; wie herrlich rechtfertigt dieser einen Freund, dessen Geschmack sich ebenfalls nach Deiner Ansicht verirrte! Was Du hier Geschmacksverirrung nennst, ist eines jener uralten Räthsel, die so alt sind als das Menschengeschlecht, schon Salomo findet es unbegreiflich (Sprüche 30, V. 18—19) und er hat sicher mehr von der Liebe verstanden als irgend Einer, denn er hat tausend Weiber gehabt."

Diese poetische Beschäftigung Hadlaubs konnte unter den zwanzig jungen Leuten der Klasse, die alle

mehr oder weniger verliebt waren, nicht geheim bleiben und in wenig Tagen grassirte das Fieber allgemein.

Die Unterrichtsstunden waren von Zerstreuten besucht, in der Arbeitszeit und in den Freistunden wurde beständig gereimt, in jeder Ecke saß ein werdender Petrarch und fingerte ein Metrum zurecht, oder kaute einen schwierigen Reim aus der Feder, um der deutschen Nation die Unsterblichkeit seines Namens abzutrotzen.

Der überspannte Dietrich warf sich natürlich auch sofort mit heiligem Eifer auf die Poesie. Ihm war, da er einen Hang zum schwärmerisch Religiösen zeigte, Klopstocks Messiade das geeignete Vorbild und er begann einen begeisterten Lobgesang für die Morgensterne zu dichten, im Falle dieselben, wie bei der Schöpfung, wieder einmal Gelegenheit erhalten sollten, im Chorus Gott zu loben. Der Hymnus begann mit onomatopöiischem Donnergepolter: „Finstere Nacht hielt Augen und Ohren grausam umfangen.“

Der urwüchsige, wirklich talentvolle Gustav aber schrieb ein großes vaterländisches Schauspiel, in welchem nicht weniger als ein Dutzend Barden auf einmal auftraten, deren Sprache sich spreizte, wie die Titulaturen und Anreden in Rammlers Briefsteller.

Der lange, ungeschlachte Niklas besang, wie Hadlaub, gleichfalls eine Laura, theilte aber Jedem im Vertrauen mit, daß seine Angebetete eigentlich Marizebill heiße.

Ich selbst blieb von der Krankheit nicht verschont, da ich aber zur Zeit zufällig nicht verliebt war, so dichtete ich Nebelphantasien im Genre Ossian's, die leider, oder vielmehr glücklicherweise verloren gegangen sind.

Am furchtbarsten packte die Krankheit unser Krähhähnchen, so genannt, weil sein heißeres Fistelstimmchen viel Aehnlichkeit mit dem Krähen eines jungen Hahnes hatte. Auch er war nicht verliebt und versuchte sich deshalb in der poetischen Erzählung. Nachdem er eifrig Wackernagels Lesebuch durchsucht, hatte er endlich einen passenden Stoff gefunden, that aber äußerst geheim, damit Keiner ein Plagiat an ihm begehe. Während wir Anderen uns doch immer noch einigermaßen bei unseren poetischen Bestrebungen Zerstreuung und Erholung gönnten, wanderte Krähhähnchen unruhig in den Freistunden im Gebäude herum, vom Orgelsaale nach dem Arbeitszimmer, von da in den Garten, vom Garten nach dem Auditorium. So trieb er es drei, vier Tage lang, bis endlich die Krisis eintrat und der an seinem Talente verzweifelnde Dichter

sein Manuscript mißmuthig in die Ecke warf. Ich hob es auf und da der Anfang äußerst vielversprechend und originell ist, das Ganze aber den Vorzug der Kürze hat, so theile ich das Werk hier mit:

Epos.

Das Kind und die Unke.

Erster Vers. Es saß ein Kind vor seiner Thür
Und aß eine weiße Suppe,
Da kam ein altes Thier herfür
Und das war eine Unke.

Hiermit endeten Krähhähnchens Verdienste um die deutsche Literatur. Als aber später einmal die Rede davon war, daß ein Schullehrer eine gute Stelle erhalten, weil er den Landesfürsten zu seinem Geburtstage angesungen hatte, meinte der kleine Mann ganz ernsthaft, daß auch aus ihm ein großer Dichter hätte werden können, wenn er sich fleißiger geübt hätte und mit Stolz wies er auf seinen ersten Versuch, in welchem wirklich zwei tadellose Reime sind.

Drittes Kapitel.

Nur Wenige blieben von diesem Reimfieber verschont und unter diesen war auch Fritz Freimund, ein junger Mensch, der weder dichtete, noch trachtete, sondern am liebsten gar nichts that. Mit souveräner Geringschätzung sah er auf die verlorene Liebesmühe der armen Jungens und um die stolzen, vollen Lippen spielte ein eigener Zug des Hohnes, wenn er einmal wirklich so gnädig war, einen dieser unglücklichen Poeten anzuhören, wie derselbe in den ungereimtesten Versen die Schmerzen von seinem Herzen vortrug. Er saß dann gewöhnlich auf dem Katheder, das klare, blaue Auge prüfend auf den Declamator gerichtet, der von den festgeschlossenen Lippen, um die bisweilen das Wetterleuchten des guten Humors zuckte, sein Urtheil erwartete. Was er sagte, war größtentheils die feinste

Ironie, welche freilich die Meisten als baare Münze nahmen, bei Denen aber, die ihn wirklich verstanden, stieg sein Ruf als Kunstrichter und Jeder bemühte sich um seine gute Meinung. Er konnte recht eigentlich für den kritischen Storch dieses „sumpfigen Quellgeschlechts“ gelten, das „unter Schaumaufpoppelung“ ein so lautes Wrexekex-koax-koax-kwax in der alten Canion vollführte.

Dieser Freimund war nicht älter als wir, aber uns Allen in jeder Beziehung, — außer im Christenthume — weit voraus. Er hatte das Gymnasium bis zur Sekunde besucht und war durch Familienverhältnisse gezwungen worden, sich der weniger kostspieligen Seminarbildung zuzuwenden. Sein durch die alten und modernen Klassiker genährter Geist hatte natürlich einen weit größeren Spielraum der Thätigkeit, als das Denkvermögen der mit Salzkartoffeln und Christenlehre großgefütterten Schulmeistersöhne und der noch beschränkteren Bauerjungen, welche man in den meisten Fällen nur für den Lehrerberuf bestimmte, weil man sie auf dem Bauerngute nicht wohl brauchen konnte; er war zwar gleichfalls ein Bauernsohn, man sah es ihm aber nicht an. Freimund war der Einzige auf der ganzen Schule, der eifrig deutsche, englische und alte Klassiker las und an seiner Hand betrat ich zuerst den

Zaubergarten der deutschen Literatur. Wir mußten freilich unseren Faust, Tell, Don Carlos und Götz von Berlichingen ꝛc heimlich lesen, denn wenn es herausgekommen wäre, daß unsere Lektüre über die Kindergeschichten von Hoffmann und über die Jugendschriften von Horn und Nieritz hinausreichte, so würde man uns wohl bald an die Luft gesetzt haben. Die Meisten von uns wußten nicht, wer Schiller und Göthe waren und in Jahresfrist sollten wir deutsche Volksschullehrer sein!

Freimund war eine entschieden poetische Natur, vielleicht außer Gustav die einzige unter der ganzen Gesellschaft, aber er machte keine Gedichte, wahrscheinlich weil er sich dieser Brüderschaft im Apoll schämte.

Wegen seiner allzustark hervortretenden Spottlust und seines excentrischen Wesens stand er ziemlich allein; er konnte wie Byron von sich sagen: „Ich stand neben ihnen, gehörte aber nicht zu ihnen, denn meine Gedanken waren nicht ihre Gedanken.“ Nur an mich schloß er sich allmälig fester an. Seine Vermögensverhältnisse waren, wie ich bereits angedeutet, gedrückt, aber er trug seine Armuth mit seltener, fast imponirender Würde und war nicht zu bewegen, um ein Stipendium nachzusuchen.

Die Widerwärtigkeiten des Lebens hatten ihn früh

gereift. Ein oberflächlicher Beurtheiler würde ihn wegen der kurzen, fast schroffen Weise, in der er mit Solchen verkehrte, die ihm nicht nahe standen, für einen bereits fertigen Charakter gehalten haben; doch im vertrauten Umgange, in welchem er sich mehr gehen ließ, merkte man, daß eben in seinem Wesen gar nichts Festes und Fertiges war. Wenn mir je ein Mensch räthselhaft vorgekommen ist, so war es dieser. Neben der Reife des Mannes, zeigte er nicht selten die Naivetät, um nicht zu sagen Albernheit eines Kindes; beißender Spott und blendender Witz waren ihm in demselben Grade eigen, als die herzlichste, mitunter sogar einfältigste Gutmüthigkeit. Dieser gewöhnlich ernste scheue Mensch brach mitunter in ein heiteres, tolles Lachen aus und diese Lippen, welche vor Fremden nur dem Verstande ihr Thor öffneten, konnten in Freundeskreisen in einem Athem den blühendsten Unsinn zu Tage fördern. Kurz, er war eine jener psychiologisch räthselhaften Naturen, welche vom Engel und vom Teufel gleich viel besitzen, die deshalb zum Besten und zum Schlimmsten fähig sind, je nachdem einmal das Gleichgewicht dieses Dualismus gestört ist.

Von Ansehen war er mehr interessant, als schön, seinem Wesen nach mehr geistreich und pikant als liebenswürdig, oft gesucht derb, niemals aber gesucht höflich.

Ueber das frische, gewöhnlich gutmüthig d'rein schauende Gesicht zuckte nicht selten einer jener räthselhaften Blitze, wie sie das Auge geistreicher und gemüthstiefer Menschen ausstrahlt; um die vollen, fast sinnlichen Lippen spielten die kleinen Schlängelchen der Erkenntniß.

Er lernte wenig, fast nie, aber mit der gewissen Menschen eigenen Divinationsgabe begriff er Alles leicht, faßte sehr rasch auf und wußte jedes Ding an seine gehörige Stelle zu denken. Den Lehrern der Anstalt war er ein Enfant terrible und sie verwünschten gewiß heimlich die Stunde, in der sie ihn aufgenommen hatten und würden ihn sicher gerne fortgejagt haben, wenn sich nur eine Veranlassung geboten hätte, aber mit studirter Vorsicht vermied er jeden Grund zur Klage. Lernen stand gar nicht in seinem Lebensplan; wenn die Anderen sich auf die Quartalprüfungen vorbereiteten, ging er spazieren, oder er ließ sich von dem genialen Fulda ein Violin-Conzert geben. Er lag dann gewöhnlich mit geschlossenen Augen, lang ausgestreckt auf einer Bank und nur das Zucken der Gesichtsmuskeln verrieth, daß sein Geist thätig war.

Der Virtuose gab sich alle Mühe, um den anspruchsvollen Kunden zufrieden zu stellen, aber selten erhielt er ein Lob, ohne daß nicht irgend ein Wermuths-

tropfen beigemischt war. So rief Freimund einmal in der größten Extase aus: „Fulda, Du bist ein Prachtkerl, wenn Du nicht zu dumm wärest, so könnte man Dich für einen Menschen halten.“

Leider hatte er nicht ganz Unrecht. — Gott hatte alles Talent, was er dem guten Fulda zugemessen, in dessen Ohren gelegt, davon waren sie freilich unmenschlich lang geworden. Eine abstoßende, eckige Gestalt, war er wirklich zu Nichts zu gebrauchen, als zum Musikmachen.

Fulda's Dummheit war auf der Schule sprichwörtlich geworden. Auf dem albernen, unregelmäßigen Gesichte schien niemals eine edle Regung des Herzens ihren Reflex gefunden zu haben. Und doch war der Mensch nicht, was er zu sein schien. —

Wenn er seinen Bogen über die alte, viel strapazirte Violine zog, erschien er plötzlich wie ausgetauscht und umgewandelt. Das sonst matte Auge blitzte dann dämonisch auf; das glich dem Wetterleuchten über einem dichtumwaldeten Bergsee. — In seinem Strich waren Kraft und Zartheit auf das Vollendetste vereinigt, das brauste wild und feurig dahin,

„Als wollt' er rechten mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm sein Strahl gelacht —,“

das klagte dann wieder so ergreifend, das stöhnte und schluchzte und weinte,

„Als wollt' er rechten mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verödet ließ
Und ihn um lebenswarme Triebe
Beim starren Hasse betteln hieß.“ —

Sein Decrescendo verklang in Tönen, welche Geisterstimmen glichen, die Seele und Sinne des Hörers mit sich fortzogen.

Freimund hatte den Virtuosen förmlich zu seinem Leibmusikus engagirt; das heißt, er besoldete ihn mit Spöttereien und schlechten Witzen. Fulda ließ sich von ihm fast Alles gefallen, er war überglücklich in dem Gefühl, daß er der Einzige sei, der diesem mit seinem Beifall so kargen Menschen dann und wann ein Zeichen der Bewunderung abnöthigen konnte. Wenn er noch so tief in der Arbeit saß — und er brauchte zehn Mal so viel Zeit, Etwas zu verstehen, als ein gewöhnlicher Dummkopf, er ging deshalb in den Freistunden selten aus, — wenn dann der leichtblütige Freimund von seinem Spaziergange mit frischrothem Gesichte zurückkam, seinen Ueberrock von sich warf und rief: „Fulda, Musik!“ — dann ließ er Alles liegen und eilte nach dem zur Zeit der Freistunden leeren Musiksaal und bald darauf brauste ein Nocturno von

de Beriot aus den Saiten, oder Paganini's „Carneval von Venedig“ jauchzte, kicherte, lachte, scherzte, tobte vorüber in wilder bachantischer Lust.

Einmal, als er wieder den „Carneval“ so entzückend vorgetragen hatte, schloß ihn Freimund begeistert in die Arme und sagte mit weicher, fast flehender Stimme: „Bitte, spiele uns noch was über Venedig.“

Der Geiger besann sich kaum, schloß die Augen und abermals strich der Bogen über die Saiten, weich und zart. In die sich mühsam herausarbeitenden chromatischen Tonläufe fiel dann und wann ein Flagerlet, wie ein lichter, warmer Sonnenstrahl; allmälig wurde das Spiel regelmäßiger, melodienreicher, dann scholl es furchtbar, schlachtenwild aus der Geige. War das das Blutbad von Zara? Die Erstürmung von Byzanz? Die Eroberung von Cypern? — Abermals ein Wechsel! Wie das flüstert und murrt; das gellt schrill und unheilkündend, wie die St. Markusglocke; das stöhnt wie gefolterte Menschen, das zischt wie ein gezücktes Richtschwert. — Auf der G-Saite grollt und klagt es, wie grimmig verhaltener Schmerz, das ist die Todtenklage des Volkes um Marino Falieri. Noch einmal rauschen die Töne voll auf, zu einem mächtigen, hinreißenden Satz; dieses Spiel zeigt uns das orientalische Märchen

an der Pforte des Occidents in all' seiner Glorie, seiner Pracht und seinen Lastern; dann fallen Dissonanzen dazwischen, die Akkorde lösen sich auf und gehen in Moll über, — wie das schluchzt und wimmert und schließlich wie der ferne Klang eines Todtenglöckchens verhallt! —

„Mensch, wer hat Dir diese Phantasie in die Seele gelegt?" schrie Freimund in der größten Aufregung. Und der Künstler sah uns an mit seinen dummen, bittenden Augen und stammelte: „Es ist mir eben so in die Finger gekommen. —"

Seltsam! Fulda kannte Venedig kaum dem Namen nach, die Sehenswürdigkeiten der Lagunenstadt waren ihm gänzlich unbekannt, ihre reiche, großartige Geschichte war ihm ein versiegeltes Buch und doch schilderte er Alles so wahr, so treu und so schön, wie es nur ein großer, ächter Künstler schildern kann.

Man erzählt, daß der Geist von Somnambülen im Transzustande fremde Regionen durchwandert, in fremden, ihnen sonst unbekannten Zungen redet: Ist nicht jede Künstlerseele eine Somnambüle?

Fulda's Wundergeige hängt wahrscheinlich jetzt in einer von Rauch und Ruß geschwärzten Dorfschule des Thüringerwaldes und der, welcher die Welt damit bezaubern könnte, daß ihm alle Impressarii nachlaufen

müßten, wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln — dieser Mann quält sich vielleicht heute mit ein paar Dutzend Kindern, um ihnen das A B C einzutrichtern, oder ihnen einen Begriff von der Trinitätslehre beizubringen, die er höchst wahrscheinlich selbst nicht versteht. Der Mann, von dem die Journale in Paris, London und New-York mit der stereotypen Phrase behaupten würden, daß der Mantel de Beriots auf seinen Schultern ruhe, — er hungert und verkommt als deutscher Dorfschulmeister.

Viertes Kapitel.

In einer Schule, wo junge Leute ausgebildet werden, entstehen — und wenn der Despotismus einer eisernen Disciplin noch so drückend auf ihr lastet — immer kleine Parteien, welche sich's zum Zweck machen, für besondere Objekte zu schwärmen. Unser Seminar zählte etwa sechzig Schüler, die sich wenigstens auf zehn verschiedene Vereine von je vier bis acht Personen gruppirten. Da gab es einen Club für Cultivirung musikalischer Anlagen, einen für Ausbildung im Rauchen, eine (natürlich geheime) Kneipgesellschaft, eine Bet- und Erbauungs-Clique, einen literarischen Bildungsverein, einen Club der Liebesschwärmer etc.

Selbstverständlich waren dieses keine Clubs mit bestimmter Form, dieselben wurden nicht speziell ge-

gründet und auch nicht durch Plenarbeschluß aufgelöst, sie entstanden über Nacht und gingen wieder ein, wenn der Magnet seine Kraft verloren hatte und andere Einflüsse mächtiger geworden waren.

So entstand der zuletzt genannte Club durch folgenden Zufall: Eines Nachmittags wollte ich mit Freimund ausgehen, als uns mehrere Freunde auf dem Corridor begegneten. Gadlaub war darunter und hielt ein frisch beschriebenes Notenblatt in der Hand, welches noch nicht ganz trocken war. „Kommt mit", — sagte Gustav — „Hadlaub hat soeben ein Lied componirt."

Im Musiksaale angekommen, begann der Componist eine Einleitung zu phantasiren, worauf er die Melodie eines Liedes intonirte und dann sang:

„Und weißt Du nicht, was Liebe ist,
Die Blume sagt es Dir;
Der Stern, der hoch am Himmel blinkt,
Ist's, dem die Blume sehnlichst winkt
Und flüstert: „Komm zu mir." —

Der Componist sang nicht übel und lieh seiner Schöpfung den Vortheil eines guten Vortrags.

„Was die Liebe nicht Alles fertig bringt", flüsterte mir Freimund zu. „Jetzt vergleicht der seinen Hausbesen auch noch mit einer Blume. Ganz Ohne ist's

freilich nicht; jede rechtschaffene Blume und jeder anständige Besen hat einen Stil.“ Wie er das sagte! Seine Worte zischten wie das Beil einer Guillotine.

Ich wandte mich mit einem strafenden Blick gegen den Sprecher, dessen Augen in jenem feuchten Glanze erstrahlten, den man stets wahrnahm, wenn er bei guter Laune war.

Hadlaub schloß mit einigen passenden Akkorden und wurde von uns gebührend applaudirt.

„Wer weiß überhaupt, was Liebe ist?“ nahm Gustav das durch Hadlaub's Lied gegebene Thema auf; „die Liebe hat Menschen beglückt und hat Menschen elend gemacht, Reiche gegründet und Städte verwüstet; sie ist so alt wie die Welt und wird doch ewig jung bleiben, ihr huldigten die größten Dichter, unter ihrem Banner kämpften die größten Helden und ihrem Machtspruche beugten sich die —

„„größten Narren.““ — Das war wieder die Guillotinenstimme und in solchen Augenblicken schien es mir, als habe es Freimund darauf abgesehen, forcirt geistreich sein zu wollen.

Hadlaub schloß das Piano und wir setzten uns zusammen, um ein angenehmes Abendstündchen zu verplaudern und da der kleine Adolph gerade ins Zim-

mer trat, so rief ihm Einer scherzend zu: „Adolph'chen, warst Du auch schon verliebt?"

„Das ist eine Gewissensfrage", sagte der kleine, altkluge Geselle gelassen, „ich kann sie übrigens aufrichtig verneinen, oftmals habe ich aber schon meine Gedanken darüber gehabt."

„Nun hat dieser Knirps wirklich auch schon einmal Gedanken gehabt!"

„Still, Freimund", herrschte der starke, robuste Waldheim, „Adolph spricht jetzt seine Gedanken aus und Wehe Dem, der ihn unterbricht!"

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, zumal stets ein Paar stramme Arme bereit waren, ihnen Nachdruck zu geben.

Der kleine Adolph war der eigenthümlichste Mensch, den ich in meinem Leben begegnet bin und außer Freimund stand er mir besonders nahe. Halb Kind, halb Greis erinnerte er an die sagenberühmten Zwerge des germanischen Alterthums und ich würde mich gar nicht gewundert haben, wenn er eines Abends im Dämmerlichte vor mich getreten wäre, mit blitzender Krone, goldenem Scepter'chen und hermelinverbrämten Mantel und gesagt hätte: „Leb' wohl, mein lieber Hellmuth! ich muß zurück in meinen Unterberg; ich danke Dir, daß Du mich so oft geschützt hast gegen den Uebermuth

der kleinlichen Menschen!“ — Das blasse, unregelmäßige Gesicht zeigte ein Paar kluge Aeuglein, eine starke, gebogene Nase, welche ihm das greisenhafte Aussehen verlieh, einen scharf geschnittenen Mund mit dünnen Lippen, die zeitweilig ein Lächeln umspielte, welches den letzten Sonnenstrahlen eines Winternachmittags glich. Die ziemlich bedeutende Stirn war von dünnen, glatten Härchen halbbedeckt, welche es langweilig auf diesem Kopfe zu finden schienen, weil sie beständig ausgingen. An den schwachen Aermchen, die weit aus den verwachsenen Rockärmeln hervorragten, erblickte man ein Paar magere Händchen, unter deren Haut jede Ader sichtbar war. — Frühzeitig verwaist, hatte ihn ein alter Rechtsanwalt, Namens Schake, zu sich genommen und erzogen und ihn später, da er Anlagen in dem Jüngelchen entdeckte, auf das Seminar geschickt. Dieser Schake war nun sein A und sein O. Wenn man ihn fragte: „Wer hat Dir das gesagt?“ „„Der alte Schake!““ „Wo findet man dieses Buch?“ „„Beim Schake.““ Kurzum, Schake war für mich eine Zeitlang der Begriff des Allwissenden, Allweisen und alle Bücher Besitzenden.

„Wenn ich“, fuhr Adolph fort, ohne von Freimunds Spötterei Notiz zu nehmen, — „manchmal in Schake's Bibliothek stöberte und —“

„Schweig von der Bibliothek, dieser alten Realinjurie und sage uns Deine eigenthümlichen Gedanken!“ rief Gustav heiter.

„Das gehört dazu“ — sagte der kleine Mann selbstbewußt und setzte sich in den Kreis. „Wenn ich manchmal in Schake's Bibliothek eine Liebesgeschichte las, dachte ich immer darüber nach und bin auf die Idee gekommen, daß Gott die Paare, welche zusammen glücklich werden sollen, prädestinirt; daß sie sich wirklich finden, ist natürlich ihre Sache.“

„Dieser alte Mann im Himmel wird freilich für jeden Quark verantwortlich gemacht“, blitzte Freimund dazwischen und als Waldheim schon wieder sein Protektorat ausüben wollte, setzte er hinzu: „aber fahre fort, Adolph!“

„„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“, sagt irgend ein Schriftsteller, aber wie Wenige folgen diesem Zuge des Herzens; wie Viele dürfen ihm überhaupt folgen? Religion, Gesellschaft, Interesse, Alles hat Fesseln für die Menschen geschmiedet, in denen manches Herz sich langsam zu Tode zappelt. Ich habe oft meine Gedanken darüber gehabt, daß am Main oder Rhein ein Herz sich sehnt und weiß nicht wornach, und am Ebro, oder an der Weichsel sehnt sich ebenfalls ein Herz und weiß nicht wornach und wenn diese

beiden Herzen zusammen kämen, würde plötzlich alles Sehnen aufhören. In Schake's Bibliothek las ich in den letzten Ferien ein Gedicht, welches diesen Gedanken vortrefflich ausführt:

„Ein Fichtenbaum steht einsam —
Und träumt von einer Palme —"

Auch in den Liedern, welche zu Hause die Dirnen in den Spinnstuben singen, finden sich die sinnigsten Beziehungen auf diese Idee."

„Ich bin dann doch neugierig, wo eigentlich die von Gott bestimmte Geliebte unseres Dietrich jetzt steckt?" äußerte Waldheim.

„Jedenfalls unter den Zulukaffern; deshalb schließt er auch die armen Heiden immer in sein Nachtgebet ein und trägt jeden Monat regelmäßig zwei Groschen in den Missionsverein", antwortete Gustav trocken und ein homerisches Gelächter war sein Applaus.

„Dabei haben wir aber immer noch nicht gehört, was die Liebe ist", sprach der schweigsame Hadlaub, wahrscheinlich, um doch auch Etwas zu sagen.

„Die Liebe ist eine Zauberin", sprach Freimund, „der Circe Homer's vergleichbar, welche gewöhnliche Menschen in Thiere verwandelt und nur einem Odysseus, dem Hermecas das Kräutlein Moly gereicht, gestattet, ihr reines ambrosisch duftendes Lager zu besteigen."

„Schweig mit Deinem lateinischen Unsinn!“ brauste Waldheim dazwischen, der nun einmal Lust hatte, mit Freimund anzubinden; „wer wie Du schon in der Wiege verlobt wurde, kann über diese Sache nicht besonders viel erfahren haben.“

Freimund sah den Sprecher von Kopf bis Fuß an und sagte dann mit einer gewissen Erbitterung: „Wer hat das Recht, mir dieses zum Vorwurfe zu machen? Du doch wahrlich nicht, der sich jedenfalls einmal nur mit einem anständigen Bauerngute und dem dazu gehörigen Gänsefleisch verloben wird!“

Freimund hatte die Lacher auf seiner Seite und gegen alles Erwarten steckte Waldheim den boshaften Schlag ruhig ein. Die beständigen Versuche Waldheims, sich an Freimund zu reiben, erklärte ich mir folgendermaßen: Beide waren aus einem Dorfe und zu Hause mochte der geweckte und witzige Freimund jedenfalls eine weit bedeutendere Rolle spielen, als der ruhige, nicht besonders begabte Waldheim.

„Doch, was necken wir uns hier“, fuhr Freimund in versöhnlicher Stimmung fort, „ich will Euch eine Geschichte erzählen, die mir in den letzten Ferien passirte, gegen welche alles Das, was Ihr schon erlebt habt, Wassersuppe ist.“

„Als ich die Wartburg besuchte —“

In diesem Augenblicke läutete jedoch die Tischglocke und Alle eilten nach dem Speisesaal; unterwegs verständigten wir uns aber, am folgenden Nachmittage wieder im Musikzimmer zusammen zu kommen. So entstand der Club der „Liebesschwärmer."

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Nachmittage hatte sich ziemlich dieselbe Gesellschaft wieder im Musikzimmer zusammengefunden, Freimund war in vortrefflicher Stimmung und als wir im Kreise saßen, begann er:

„In den letzten Pfingstferien besuchte ich die Wartburg. Ich durchwanderte eine Strecke jenes auf der Karte so buntscheckig aussehenden Theiles von Deutschland, wo man keine Siebenmeilenstiefeln braucht, um mit jedem Schritte in ein anderes Reich zu treten, und welcher oft mit einem buntgeflickten Bettlerkleide verglichen wird.

Durch die Umgebung zu mancherlei Betrachtungen angeregt, schritt ich auf der von Meiningen nach Eisenach führenden Poststraße der alten, thüringischen Landgrafenresidenz zu. Rechts grüßten die Lusthäus-

chen und die weiße Schloßseite des romantischen Altensteins von der felsigen Anhöhe, aus der nahen Thalsenkung ragten die Thürme und Kuppeln des Bades und aus der hinter demselben aufsteigenden Waldhöhe das graue Achteck der Ruine Liebenstein hervor, im Hintergrunde schlossen die terrassenförmig nach dem Werrathal abfallenden Vorstufen des Inselberges das Landschaftsbild ab.

So stand ich zum ersten Male dicht vor dem Bergrücken, welcher die nördliche Aussicht einer Gegend begrenzt, in der ich meine Kindheit und Knabenjahre verlebte; wie oft hatte ich mich darnach gesehnt, all' die Städte und Länder hinter jener Hügelkette kennen zu lernen, von denen ich so viel gehört und gelesen hatte!

Es war ein schöner Morgen und der Thüringerwald zeigte mir sein freundlichstes Gesicht, ich aber trug ihm gleichfalls einen leichten Muth und ein frohes Herz entgegen. Als ich so durch das duftende Wäldchen schritt, welches hinter Marksuhl beginnt, gewahrte ich auf einer sanften Anhöhe in den Hecken eine prachtvolle Blume. Obwohl ich mich sonst nie viel um Botanik kümmere, so sprang ich doch hinauf und pflückte sie. Es war keine eigentliche Lilie, sie schien mir aber doch zu den Liliaceen zu gehören und ich zerbrach mir eine zeitlang den Kopf, wie die Knolle dorthin ge-

rathen sei. Endlich fiel mir die Wunderblume des Thüringerwaldes ein, von der mir meine Tante so oft erzählt, und da ich auch heute noch, nach dem ich mein zwanzigstes Jahr schon zurückgelegt habe, ein wenig abergläubisch bin, so glaubte ich, dieselbe sei in meiner Hand und ich steckte sie sorgfältig an meinen Hut.

Der Wald wollte sich zwar nicht verändern, kein Feenpalast zeigte sich, aber der Fund freute mich doch und mit fröhlichem Herzen schritt ich weiter.

Etwa eine halbe Stunde unterhalb der, „hohen Sonne" holte mich der Postwagen ein und hielt an. Der Condukteur sprang aus seinem Vorder-Coupé, öffnete den Hauptschlag des Wagens und sprach: „Meine Damen, der Eilwagen macht einen bedeutenden Umweg, wenn es Ihnen gefällig ist, einen kleinen Spaziergang durch den prachtvollen Wald zu machen; in zehn Minuten erreichen Sie die „Hohe Sonne" und können dort ein Glas Milch trinken, bis der Postwagen ankommt. —

Hinter dem salutirend am Schlage stehenden Beamten wurde ein Schleier und ein graues Seidenkleid sichtbar.

„Sollen wir?" fragte eine angenehme, weibliche Stimme und ohne eigentlich die Bestätigung der Ge-

fragten abzuwarten erschien eine Hand, welche der chevalereske Postmensch ergriff und eine anmuthige Frauengestalt wurde mit Leichtigkeit aus dem Wagen gefördert; sie schnellte, als sie die Erde berührte, noch einmal empor, drehte sich dann der offenen Landschaft zu, hielt die Hand an die Brauen und betrachtete verwundert das reizende Panorama, während der Condukteur eine alte, etwas mürrisch d'reinschauende Frau aus dem Wagen hob.

„Welch' herrlicher Morgen!“ sagte die Jüngere. „Eine wunderbar schöne Aussicht!“

Bei diesen Worten hatte sie sich gedreht und ich konnte jetzt ihr Gesicht sehen. Mit einer verzeihlichen Neugierde, warum wohl hier der Postwagen unter freiem Himmel anhielt, war ich nämlich stehen geblieben und dachte auch jetzt nicht daran, weiter zu gehen, denn das bezaubernde Auge der Dame ruhte auf mir und wie ein elektrisches Feuer zuckte mirs in den Adern, das Blut stieg in die Wangen, die Sinne wollten mir fast vergehen, ich wankte zurück und setzte mich auf einen Markstein, den Hut abnehmend und aus Verlegenheit meine Wunderblume betrachtend. — Sie aber lächelte, gab dem galanten Condukteur den Arm und die Drei gingen den moosbewachsenen Waldweg entlang.

Der Postillon sah von seinem olympischen Sitz höhnisch grinzend auf mich nieder, trieb sein stampfendes Viergespann an, setzte das Horn an die Lippen —

„Und die Würzburger Glöckli"

schmetterte es lustig durch den Wald, der die Klänge mehrfach nachhallen ließ und in wenig Augenblicken befand ich mich allein.

Ich rieb mir die Stirn, als wolle ich einen vergessenen Traum in Erinnerung bringen, dann erhob ich mich, um dem Postwagen nachzuschreiten. Da fiel mir ein, daß der Condukteur gesagt hatte, der Waldpfad sei näher, ich blickte denselben entlang und sah eben das graue Seidenkleid hinter den Bäumen verschwinden und dieses Seidenkleid gab mir die Besinnung wieder und bestimmte meine Schritte, ich bog gleichfalls in den Waldpfad ein.

Jetzt begann ich nachzudenken, was mich beim Anblick dieses Frauenbildes so wunderbar bewegte, da ich schon so vielen Frauen und Mädchen gegenüber gestanden, ohne diesen ahnungsvollen Schauer zu empfinden. War es mir doch, als sähe ich eine alte, liebe Bekannte, als müßte ich zu ihr eilen und sie begrüßen. Das blasse, klassische Gesicht mit der geraden, nur nach der Spitze zu etwas geschweiften Nase, die prachtvollen, lachenden Augen, von herrlichen dunkelen

Wimpern beschattet, der Mund mit den kühn gewölbten Lippen — Alles kam mir so bekannt vor, daß ich eifrig in meiner Gedächtnißkammer suchte, um ein Seitenstück zu dieser glänzenden Erscheinung zu finden. Aber vergebens; alle Frauen und Mädchen meiner Bekanntschaft traten im Vergleiche mit diesem herrlichen Bilde in den Hintergrund und doch konnte ich den Gedanken nicht aufgeben, dieses Gesicht zu kennen, ja sogar sehr genau zu kennen, da — es war ein Steinbild, — der Kopf einer Alabasterstatuette. —

In meinen Knabenjahren besuchte ich zuweilen den Amtmann des Dorfes, einen freundlichen alten Herrn, der viel Gefallen an mir zu finden schien. Ich leistete ihm manchen kleinen Dienst, dafür hatte ich unbeschränkte Gewalt in seinen Gärten, in denen ich gewöhnlich mit der mir eigenen Freigebigkeit (wenn es mich nichts kostet) die halbe Dorfjugend abfütterte; auch ließ er mich stundenlang in seiner Bibliothek kramen, oder ich stöberte sonst in dem Schlosse herum, welches Zimmer und Säle enthielt, die theilweise noch ganz mittelalterlich meublirt waren und die vielleicht seit Jahren kein menschlicher Fuß betreten hatte."

„Herrgott ist der Mensch langweilig. Der erzählt uns vorher sicher erst noch seine Lieblingsschauergeschichte

von dem Tode des Grafen Poppo von Henneberg" — rief Gustav ungeduldig.

Freimund ließ sich aber gar nicht beirren und fuhr fort: „In dem hinteren Theile der von dem Amtmann bewohnten Beletage befand sich eine Rumpelkammer. Dort lagen Gerichtsakten, zerrissene Pferdegeschirre, zerbrochene Vasen und Nippsachen, invalide Möbels, Krüge und alte Flaschen bunt durcheinander. In diesem Wüst fand ich einst eine Alabasterstatuette, deren Postament etwas beschädigt war. Es war ein herrliches Menschenbild, besonders das Gesicht prägte allen Zauber ächter Weiblichkeit aus, jene Reize, welche keiner kleinlichen Toilettenkünste bedürfen, um Bewunderung zu erregen. Ich hatte damals noch wenig Begriffe von plastischer Schönheit, ich kannte weder die Venus von Milo, noch den Apoll von Belvedere, ich wußte nur, daß die kleine allerliebste Statue schön war, ich fühlte es, ohne mir Sorge um das Warum zu machen. So war ich immer nur Enthusiast, Kenner werde ich auch wohl niemals werden! Als ob man den Laokoon studirt, oder den Winkelmann gelesen haben müsse, um sich an einem Kunstwerke zu erfreuen.

Diese steinerne Schöne hatte eine förmliche Revolution in meiner Anschauungsweise veranlaßt. Stundenlang konnte ich das liebliche blasse Gesichtchen

betrachten; seitdem wollte mir das schönste Mädchen im Dorfe nicht mehr gefallen; ich hegte einen förmlichen Haß gegen die blühenden Salz- und Brotgesichter der Bauernmädchen und eine krankhafte Vorliebe für blasse ätherische Teints.

Das steinerne Frauenbild war meine erste Liebe. Nun hatte ich das Original in Fleisch und Blut gesehen, sie hatte mich angeblickt und ich hatte vor ihr gestanden wie ein Schuljunge.

Mit mir selbst unzufrieden schritt ich weiter, in der Ferne schmetterte noch das Posthorn und in meinem Kopfe summte es:

„Und wenn ich Dir zwei Mal sag'
Ich hab' Dich so lieb,
Und Du gibst mir keine Antwort,
Das macht mich so trüb."

Der Pfad wurde immer steiler und nöthigte mich, vor die Füße zu sehen, wobei ich einen schwarzseidenen Filethandschuh gewahrte. Obwohl ich nicht darauf geachtet, ob die Dame überhaupt Handschuhe getragen, so rief doch sofort eine Stimme in meinem Herzen „Von ihr! Von ihr!" — Ich nahm das Gewebe und steckte es zu der Blume an meinem Hut; hoffnungsvoll und rüstig weiterschreitend.

Im Stillen malte ich mir bereits aus, welche

Artigkeiten ich der Dame sagen wollte, wenn ich sie treffen und ihr den Handschuh zurückgeben würde. So war ich, ohne es zu merken, vor der „Hohen Sonne“ angekommen.

„Sieh da, meine Filetstauche läßt sich spazieren tragen!“ sprach eine neckische Stimme.

Ich sah mich um und gewahrte die Damen mit dem Condukteur an einem Tische vor dem Hause, alle drei nach mir sehend. Letzterer stand sofort auf, schritt gravitätisch auf mich zu und griff ungenirt nach meinem Hute. Ich nahm denselben ab, den Condukteur ganz ignorirend, machte den Handschuh los und überreichte ihn, mich gegen die Dame verbeugend, dem turn- und taxischen Galanthomme.

„Danke Ihnen!“ scholl es herüber.

In diesem Augenblicke fuhr der Postwagen vor, die Würzburger Glöckli waren verstummt und ich schritt, alle galanten Postmenschen zum Teufel wünschend, dem Thale zu.“

Sechstes Kapitel.

„Eisenach", fuhr Freimund fort, „ist die eigentliche Repräsentantin der thüringischen Romantik; es war das Weimar der ersten Blüthezeit unserer Literatur und jene Zeit hat die alte Stadt mit einem duftigen, unverwelklichen Kranze geschmückt. Wenn Eisenach jetzt ein wohlhabendes Städtchen ist, so hat es seinen Wohlstand nur jener längst entschwundenen Zeit zu danken und die noble Gastfreundschaft, welche einst seine Wartburg den Minnesängern und dem Reformator bewies, bringt ihm noch heute — oder gerade jetzt erst recht — tausendfältigen Segen. Man nehme ihm seine Wartburg und seine Erinnerungen, dann ist es trotz der drei dort zusammentreffenden Eisenbahnen so arm wie irgend ein deutsches Landstädtchen untergeordneten Ranges.

Jetzt erst, während ich durch die Hauptstraße des Städtchens schritt, wurde mir klar, welche einfältige Rolle ich auf der „Hohen Sonne“ dem Post-Conducteur gegenüber gespielt, indem ich mich ganz ohne Widerstand ergab und auf die Gelegenheit verzichtete, der Dame ein artiges Wort zu sagen; meine rosige Reiselaune hatte stark Schiffbruch gelitten und der Glaube an die Wunderblume war gänzlich geschwunden, dennoch trug ich sie noch immer an meinem Hute.

Am Nachmittage besuchte ich die Wartburg, welche soeben geschmackvoll restaurirt worden war. Es waren nur wenig Touristen da und man konnte sich das Schloß und seine Sehenswürdigkeiten mit Muße betrachten, ohne von irgend einer fröhlichen Landparthie aus allen Sälen vertrieben, oder von den eilfertigen Engländern überrannt, oder gar von einem phlegmatischen Gutsbesitzer — dem seine Mittel das erlauben — auf die Hühneraugen getreten zu werden.

Natürlich besuchte ich pflichtschuldigst, als protestantischer Seminarist vor allen Dingen die Lutherstube. Dort steht noch der feste Eichentisch, an welchem der Reformator im Kampfe mit den finsteren Mächten, wie die Sage lautet, die Sprache schuf, in welcher seitdem am Kühnsten gedacht, am Süßesten gesungen und trotz aller Censur am Freiesten geschrieben wurde,

die unter der Pflege großer Geister zu einem Wunderbaume emporgewachsen ist, durch dessen Wurzeln die Sagen der Vorzeit flüstern und dessen Wipfel die Freiheitsgedanken der Neuzeit kräftig bewegen; auch der Mammuthknochen liegt noch unter dem Tische, welcher dem Doctor als Fußschemel diente. Der berühmte Dintenfleck an der Wand ist jedoch längst in alle Welt gewandert und man sieht nur noch eine große Vertiefung, als sei eine Vollkugel dort eingeschlagen. Das Bett Luthers ist gleichfalls noch vorhanden und über demselben hängt die Rüstung, welche er als Junker Jörg getragen.

Ein Gefühl der Weihe überkam mich in diesem Zimmer, an dessen Wänden vielleicht zum ersten Male das kräftige Wort Mosis deutsch widerhallte „Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für 2c.", in welchem man wahrscheinlich zum ersten Male die unvergleichlich schöne Apotheose der Liebe in deutscher Sprache hörte „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete 2c." Ihr wißt, daß ich nie ein Frömmler gewesen bin und das Zeug nicht habe zum Mucker; ich könnte kaum sagen, daß ich die Bibel besonders liebe, aber ich liebe das Deutsch dieser Lutherschen Bibel und wenn ich einmal ein tüchtiger Lehrer werden sollte, dessen Wort wie ein zündender

Strahl in die Herzen der Jugend fällt, so habe ich das Luthers Bibel zu verdanken!“

Verschiedene von uns sahen sich bei dieser Bemerkung Freimunds bedeutungsvoll an; er wurde jedoch in seiner Schwärmerei nicht weiter unterbrochen und fuhr fort:

„Glücklicher, großer Luther! Du brauchtest weder den kleinen Wurst, noch den großen Becker, weder den abstrusen Adelung, noch den unklaren Klopstock zu studiren und konntest doch deutsch schreiben, ein Deutsch, welches volltönend, kräftig und melodisch wie die Sprache Homers alle Saiten der Menschenbrust vibriren läßt, in welchem alle Empfindungen des Menschenherzens in gleicher Klarheit wiederhallen.

Interessanter als die Lutherstube, diese Wiege der Freiheitsideen unserer Zeit, war mir jedoch das Stückchen Mittelalter im großen Hauptbau, die restaurirte Romantik. Ich betrachtete mir genau die Rüstkammer, wo man noch jene Stahl- und Eisenblechhauben aufbewahrt, die einst so feste und oft so beschränkte Köpfe bedeckten, jene lästigen Eisenhosen, die glücklicherweise längst aus der Mode sind. Dort steht die thüringische Geschichte in Lebensgröße! Einer der Panzer erzählt von dem kühnen Springer, dem Erbauer der Wartburg, ein wuchtiger Speer erinnert an Lud-

wig den Eisernen, der in der Ruhla hartgeschmiedet wurde, eine Rüstung ruft uns die ergreifende Geschichte von dem Schmerze einer verstoßenen Mutter ins Gedächtniß, es ist die Rüstung Friedrichs mit der gebissenen Wange; jene kolossale Stahlhülle gehörte einst dem gewaltigen Kunz von Kaufungen, neben derselben stehen die Rüstungen der geraubten Prinzen; — doch hinaus aus diesen Erinnerungen an das eiserne Zeitalter, hinaus in den Sängersaal, wo die herrlichen Mauerfresken Moritz von Schwinds an die liebliche Sage des dreizehnten Jahrhunderts erinnern!

Das große Wandgemälde, welches den Sängerkrieg darstellt, wird von jedem Besucher der Wartburg bewundert.

Neben mir stand ein junger Mensch mit einem Guide in der Hand, er mochte in meinem Alter sein, seine Kleidung war elegant, studentisch und in seinem ganzen Wesen lag jene selbstbewußte Keckheit, welche man gewöhnlich bei Gymnasiasten der höheren Klassen findet. Er lás eifrig, dann und wann ließ er seine Augen über das Bild schweifen, worauf er wieder mit der gewissen Leuten eigenen Accentuirung des r die Namen Sophie von Oesterreich, Heinrich Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Veldecken und Klingsohr laut ablas. Plötzlich drehte er sich um und warf mir

mit vornehmer Dreistigkeit die Frage entgegen: „Sagen Se 'mal, ist das Schwind's berühmter Sängerkrieg?"

„Wie Sie sehen!" antwortete ich fast verwundert.

„Konnte mirs denken!" fuhr er fort. „Nicht besonders getroffen, Faltenwürfe nicht idealisch genug, Farben zu roh aufgeschmiert — unbedeutendes Gemälde!"

Dieses Absprechen in einem Athem degoutirte mich, denn das Bild, obwohl ich es zum ersten Male sah und mir die Intention des Malers an vielen Stellen noch dunkel war, erfüllte meine ganze Seele. Ich konnte mich nicht satt d'ran sehen und erklärte schließlich mit der mir, fremder Arroganz gegenüber stets eigenen Schüchternheit, „ich finde es prachtvoll."

„Nun, Sie verstehens eben nicht besser; ich aber muß das wissen, denn ich komme von der Fürstenschule in Grimma."

Glücklicherweise trat eine Dame herzu, um das Bild zu betrachten; ich zog mich deshalb einige Schritte zurück und die Niederlage, welche mein Geschmack soeben erlitten, ließ mich kaum die Augen erheben.

Der Fürstenschüler begann sofort der Dame die einzelnen Parthieen des Bildes zu erklären, natürlich mit Hülfe des Guide. „Das ist der Ofterdingen", schnarrte er, „war einer der größten Dichter der ro=

mantischen Schule, hat den Roman „Novalis“ geschrieben.“

„Aber wo ist denn der Tannhäuser?“ fragte die Dame.

„Tannhäuser! Tannhäuser! — Ist nicht im Guide angegeben. — Ah, Sie meinen den von Richard Wagner? Großartige Oper, voller Zukunftsgedanken, herrliche Instrumentation, rauschender Marsch, gelungene Chöre!“

„Nein, der Tannhäuser muß doch auch hier sein, er war ja beim Sängerkrieg“, bemerkte die Dame.

„Sie irren, mein Fräulein!“ eiferte der Fürstenschüler weiter. „Mein Guide ist mir als das zuverlässigste Buch empfohlen worden; er sagt nichts vom Tannhäuser, überzeugen Sie sich gefälligst selbst.“

Ich hatte mich unterdessen in eine Fensternische zurückgezogen und ließ meine Augen hinüberschweifen in der Richtung des Hörselberges.

Plötzlich sagte die Dame: „Junger Herr und glücklicher Stauchenfinder, können Sie mich vielleicht belehren?“

Da wir Drei zur Zeit allein im Saale waren, so blickte ich auf und abermals erhielt ich jenes elektrische Douchebad aus den schönen Augen von der „Hohen Sonne“. Das war sie, deren Blick hingereicht

hatte, mein Herz bei der ersten Begegnung in Brand zu schießen; jetzt hörte ich sie sprechen und sie sprach zu mir. Ich machte eine Verbeugung und trat näher.

Der Fürstenschüler, wahrscheinlich indignirt darüber, daß man es wagte, an der Unfehlbarkeit seines Guide zu zweifeln, wandte sich nach der Rüstkammer.

Die Dame trat näher zu mir heran, um eine bessere Perspective auf das Bild zu gewinnen und nachdem sie dasselbe noch einige Augenblicke betrachtet hatte, fragte sie: „Wie ist es mit dem Tannhäuser?"

„Der Herr wird Recht haben", sagte ich, „in der Geschichte vom Sängerkriege steht nichts von ihm; im Munde des Thüringer Volkes, besonders in der Nachbarschaft des Inselberges lebt er unsterblich fort. Meine Tante hat mir oft von ihm erzählt, sie ist eine lebendige Tannhäuser-Chronik. Wenn mir einmal Alles fehlschlägt, lasse ich mich von ihr zum Thüringer Sagenerzähler, oder zum Führer durch den Thüringerwald ausbilden."

„Führer!" sagte die Dame rasch, „das ist eine Idee, gerade ein richtiger Führer fehlt uns, alle die handwerksmäßigen Leute, welche sich im Hotel an uns herandrängten, habe ich zurückgewiesen, ich kann sie mit ihrer abgestandenen Weisheit nicht ausstehen!" — Nach einigem Besinnen fuhr sie fort: „Wie ich sehe,

reisen Sie gleichfalls zum Vergnügen, wenn Sie keinen speciellen Plan haben, bitte schließen Sie sich uns an, wir wollen den ganzen Thüringerwald durchstreifen."

Natürlich willigte ich sofort ein und sogleich wurde ein Reiseplan entworfen. Wir wollten am Tage noch die Nachbarschaft der Wartburg besuchen, im „Rautenkranz" logiren, am folgenden Tage nach der Ruhla fahren, den Inselberg, Schnepfenthal und Reinhardsbrunn berühren 2c.

Nachdem wir noch die Laube besehen und ich als neu engagirter Führer die Arabesken erklärt hatte, — glücklicherweise hatte ich einige Tage vorher eine längere Beschreibung in einer Zeitschrift gelesen, — durchwanderten wir die Rüstkammer, den mit der Lebens- und Leidensgeschichte der heiligen Elisabeth dekorirten Gang zur Burgkapelle, die alte Burg mit dem Lutherasyl und zum Ueberfluß wurde auch noch der hohe Luginsland erklettert.

Die Dame war in der heitersten Stimmung, welche förmlich ansteckend auf mich wirkte; meine Befangenheit wich mit jeder Minute mehr und es dauerte nicht lange, so war es mir, als seien wir zusammen aufgewachsen, als sei es die kleine Natalie, die unter dieser bezaubernden Maske mit mir die Wartburg durchstöbere."

„Wer ist die kleine Natalie?“ fragte einer aus dem Kreise.

„Ein anderes schönes Mädchen“, antwortete Freimund kurz, man merkte, daß er nicht Lust hatte, mehr darüber zu sagen. Waldheim wollte bereits erklären, als Freimund fortfuhr:

„Ihr wünscht jedenfalls, daß ich Euch die ganze Erscheinung genau beschreibe, dazu habe ich jedoch das Zeug nicht; ihr Alter ist mir heute noch ein Räthsel. Wenn ich das schöne Gesicht, auf welchem der Schmelz und der Blüthenduft der Jugend lag, bedenke, und mir dann wieder die in ihrem Reden und Benehmen ausgeprägte geistige Reife, diese weibliche Maturität vergegenwärtige, so weiß ich nicht, ob sie fünf Tage jünger, oder fünf Jahre älter war als ich. — Ihr Gesicht? Wer kann so etwas überhaupt beschreiben. Wenn Ihr nach Frankfurt kommt, dann geht in die Gallerie, dort in der Abtheilung für Plastik sucht die schönste Statue und denkt Euch, meine Wartburg-Bekannte habe Modell gestanden. — Ueber ihre Kleidung kann ich nur sagen, daß sie einfach elegant war; auf die Kleidung habe ich bei schönen Frauen nie gesehen, am Liebsten — doch ich vergesse ganz; — was wollt' ich denn sagen! Ah — richtig —

In einem Privatzimmer des Kastellans trafen wir

die alte Begleiterin der Dame; diese setzte sie von der neuen Führer-Acquisition und dem künftigen Reiseplan rasch in Kenntniß und die Alte nickte beifällig, nachdem sie mich einige Momente betrachtet. — „Und wie heißt der Herr?“ fragte sie.

„Ach das ist wirklich vortrefflich, da haben wir in unserem Forschungseifer doch ganz vergessen, uns gegenseitig vorzustellen, wie es bei anständigen Leuten Sitte ist“ — rief sie unter heiterem Lachen und dann stellte sie sich mit steifer Grandezza vor mich und fragte monoton würdevoll:

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Fritz Freimund“, sagte ich schüchtern.

„Fräulein Helene von Lilienstern“, stellte die Alte weiter vor und die Vorgestellte nahm dann schalkhaft das Wort: „Frau Ortrude, Pflegerin, Beschützerin, Erzieherin und Hofmeisterin einer alternden Jungfrau in den besten Jahren.“

Wir brachen auf, um die Nachbarschaft zu durchstreifen. Da Frau Ortrude jedoch keine Lust hatte, auf den Felsen herumzuklettern und durch das feuchte Annathal zu kriechen, so holte ich einen Eselstreiber, welcher den Auftrag erhielt, die Matrone nach dem „Rautenkranz“ zu bringen. Wir beide aber gingen weiter zu Mönch und Nonne.

„Was ist das?“ fragte der wißbegierige Adolph und Freimund fuhr fort:

„Zu Zeiten Ludwig des Eisernen oder irgend eines anderen Ludwig, denn die thüringischen Ludwige sind fast ebenso zahlreich wie die französischen, wurde unter der Wartburg auf einem Basaltkegel eine Burg erbaut, von welcher nur noch wenige Trümmer stehen. Inmitten dieser Ruinen fallen zwei Felsen auf, die man, wenn die Phantasie einigermaßen nachhilft, für zwei Menschen halten kann, welche im Begriff stehen, sich zu küssen. Der dichterische Volksgeist Thüringens hat auch diese Felsen mit dem Immergrün der Sage umrankt und erzählt, daß hier ein Mönch und eine Nonne heimlich ihre Zusammenkünfte gehalten und ihr Gelübde gebrochen, weshalb sie in Stein verwandelt wurden.“

„Unsinn!“ scherzte Gustav. „Wenn das überall passirte, so wäre Europa längst eine Felsenwildniß, ein wahrer Wald von versteinerten Menschen.“

„Bei der Wanderung durch das enge Annathal“, nahm Freimund die Erzählung wieder auf, „spielte ich meine Führerrolle vortrefflich. Vor uns kroch ein Brautpaar durch die Schlucht, welches sich im Drange der ersten Liebe sehr wenig genirte und sich an jeder Ecke küßte.

Indignirt darüber, bemerkte ich gegen meine Begleiterin, daß es doch wahr sein müsse, daß die Liebe blind mache.

Sie lächelte und entschuldigte die Leutchen. Plötzlich fragte sie ganz von ungefähr: „Waren Sie noch nie verliebt?“

Diese Frage hatte ich nicht erwartet. Betroffen, wie ein beim Naschen ertapptes Kind, stand ich vor ihr; meine Pulse stockten und flogen wieder, ich wechselte die Farbe und blickte verschämt zur Erde.

„Nun?“ inquirirte sie weiter, „jetzt ist die Reihe an Ihnen, sich zu geniren, antworten Sie mir!“

Fast zitternd erwiderte ich „Nein und Ja“, gewann aber dann meine Fassung wieder und setzte mit halb erzwungenem Lachen hinzu: „Meine Geliebte hat mich jedoch nie geküßt.“

„Dann ist sie sehr hartherzig“, sagte sie im Tone erheuchelten Bedauerns.

„Nein, sie ist von Stein!“ fügte ich hinzu und meine Befangenheit war gänzlich geschwunden.

„Sie ist doch etwa keine Statue!“ lachte sie hell auf.

„Richtig errathen“, versetzte ich und war schon froh, so gut davon gekommen zu sein. Aber sie ließ gegen alles Erwarten das Thema nicht fallen und fragte weiter: „Und das Original jener Statue?“

Wiederum war ich in die Enge getrieben und in meiner Verlegenheit antwortete ich: — „Sah ich zum ersten Male fünf Minuten, nachdem ich diese Blume gepflückt.“ — Hierbei hatte ich den Hut abgenommen und betrachtete wohlgefällig die Miniatur-Lilie.

„Dann ist es eine Glücksblume“, sagte sie sinnend. Ich aber sprach feierlich:

„Es ist die Wunderblume des Thüringerwaldes.“

Wir hatten die Lichtung erreicht und schritten schweigend dem scherzenden Paare nach. Das Thema wurde nicht wieder aufgenommen.

Gegen Abend kamen wir ziemlich ermüdet im „Rautenkranz“ an und begaben uns bald nach dem Abendessen zur Ruhe.

Siebentes Kapitel.

In derselben Nacht hatte ich einen eigenthümlichen Traum. — Mir war es, als schreite ich durch das Hörselthal und als ich an den Venusberg kam, saß dort ein altes Mütterchen am Wege und strickte, hinter ihr war eine Oeffnung in dem Berg, wie die Tagfahrt eines Hund-Stollens.

„Gu'n Morgen, Wetterhexe!" sagte ich wohlgemuth und sie krächzte: „Schön Dank, Nicht-nutz! Wenn Herr Eckardt hier wäre, der würde einem solchen Gelbschnabel Achtung vor dem Alter einbläuen."

„Ah! das ist wohl der Eingang zum Venusberg!" sagte ich unbekümmert um ihre schlechte Laune und schritt auf die Oeffnung des Berges zu. Die Alte wurde sehr zornig und ergriff mich am Arme, um mir den Eingang zu wehren, dabei erblickte sie aber die

Blume an meinem Hute. — „Weh, er hat den Schlüssel; er ist ein Pfingstkind", murmelte sie, setzte sich ruhig hin und strickte weiter. Ich aber trat furchtlos ein. Der mit Gestrüpp verwachsene Eingang erweiterte sich bald zum glänzenden Corridor, dessen Wände aus Marienglas bestanden. Eine sanfte Musik ertönte von ferne, wie das Klingen der Glasglocken am chinesischen Häuschen beim Altenstein. Ohne mich umzusehen, ging ich vorwärts und trat schließlich in einen großen Saal, dessen Wände gleichfalls aus Marienglas gebildet zu sein schienen. Die Wände warfen ein glänzendes Licht zurück, ohne daß ich eigentlich sah, wo dieses Licht herkam. Thatsächlich hatte ich aber auch gar keine Zeit zu solchen Untersuchungen, denn ein ganzer Schwarm schöner junger Mädchen, welche bei meinem Eintritte im Halbkreis einen auf einer Estrade ruhenden Divan umstanden, begann mich zu umtanzen und mein Auge traf mancher verlangende Blick. Eins dieser Mädchen aber nahm mich bei der Hand und sagte: „Laß diese, Fritz, ich will Dich zu ihr führen" und sie führte mich an die Estrade. — Und vor dem Divan stand Sie, welche am vorigen Tage das Annathal mit mir durchstreifte.

„Willkommen in meinem Reiche", sprach sie freundlich und winkte mir, an ihrer Seite Platz zu nehmen,

„Du gleichst dem Tannhäuser und deshalb habe ich Dich hierhergerufen.“

„Ich bin keinem Rufe gefolgt“, sagte ich stolz und machte mirs an ihrer Seite bequem. „Meine Neugierde zog mich hierher und ich bereue den Gang nicht, hier ist's wunderschön. Fast wäre mir aber doch bei so vielen Mädchen bange geworden; es ist immer gut, wenn man in der Welt Bekannte trifft, sogar im Venusberg. —

Die Mädchen tanzten weiter und dieses Tanzen war ein Ausdruck der verschiedensten Stimmungen eines Frauenherzens. Sinnend blickte ich auf das wogende Treiben.

Die Königin — denn sie war es, die an meiner Seite saß — schien meine Gedanken zu errathen und sagte vertraulich: „Du brauchst weiter nicht zu erschrecken; die armen Dinger sind im Laufe des Jahres an der Liebe gestorben und ihre Seelen warten hier, bis die Körper verwest sind, dann darf ich sie entlassen. Eure modernen christlichen Bräuche sind mir sehr ungelegen, früher in Griechenland ging das schneller. Man schichtete einen Holzstoß auf und in wenig Stunden war die Seele erlöst. So aber werde ich meinen Vetter Pluto noch bitten müssen, meinen Berg zu vergrößern, denn ich habe hier alle Kammern voll Mädchenseelen und

sie liegen dicht auf einander. Täglich leihe ich einer Anzahl ihre frühere Gestalt, um Gesellschaft zu haben, denn seit der Tannhäuser fromm geworden ist und mich verlassen hat, ist es langweilig hier unten, auf der Erde ist es aber auch langweilig."

„Aber wo hast Du denn Deine Cyther?" fragte sie erstaunt.

„Die habe ich dem Wirth auf dem Heiligenstein gelassen, weil ich vor einigen Tagen mit ihm verwandt wurde", antwortete ich mit einem gewissen Galgenhumor.

„Doch wir brauchen sie ja nicht, wir haben Musik genug, um glücklich zu sein", fuhr sie fort und voller rauschten die Accorde der unsichtbaren Aeolsharfe.

„Mache Dirs bequem." — Sie nahm mir den Hut aus der Hand und legte ihn vorsichtig zur Seite, wobei sie mahnte: „Verliere die Blume nicht." Dann ergriff sie mich an meinem langen blonden Gelock, zog mich zu sich heran und küßte mich feurig.

„Was für ein Glück, daß sein Vetter, der alte Präcepter todt ist, wenn der das säh, dann gäbs 'was. Ich hab' ihn auch einmal so geküßt, wie ich ein Schulmädchen und er ein kleiner Junge war, die Wichse, die wir damals gekriegt, möchte ich nicht noch einmal haben."

Ich wandte mich nach der Sprecherin; es war dieselbe, welche mich vorhin mit Namen nannte, jetzt erkannte ich sie.

„Franziska, Du hier!“ rief ich erstaunt. Sie aber trat heran und flüsterte: „Sags nicht, wo Du mich gesehen hast, wenn Du nach Hause kommst.“

Die Königin an meiner Seite war auf sie aufmerksam geworden und erklärte: „Die guten Leute, welche die arme Taube kannten, glaubten, sie sei an den Krämpfen gestorben; Niemand weiß es, daß sie sich Arsenik in den Kaffee mischte, als die Glocken zur Hochzeit des falschen Lude läuteten. — So könnte ich von Jeder eine Geschichte erzählen; die dort hat man aus dem Salzunger See gezogen, in den sie nach der Meinung der Welt zufällig stürzte — doch genug. Aber wir wollen allein sein“, sprach sie zärtlich und auf einen Wink stob der Schwarm auseinander.

Kaum war die Letzte in dem Seitengange verschwunden, so erhob sich draußen im Hauptgange ein furchtbares Schelten. Eine tiefe Baßstimme rief, daß die Hallen erdröhnten: „Wenn Du nicht besser aufpaßt, während ich meine Freistunden halte, so haue ich Dich zu Kochstücken, alte Scharteke. Hat mir die griechische Hexe d'rin wirklich wieder einen braven deutschen Jungen weggefangen, aus dem noch was hätte werden können.“

Die Alte vertheidigte sich keifend, sprach von der Blume. — Plötzlich erscholl ein lauter Schmerzensschrei und ich erwachte.

Erschrocken fuhr ich auf und rieb mir die Stirn. Im Nebenzimmer hörte ich ein verhaltenes Wimmern; es war das Zimmer der Frau Ortrude. Vielleicht ist sie krank, dachte ich, kleidete mich rasch an und klopfte. Die Verbindungsthüre war nicht geschlossen, ich blickte hinein, dort saß sie unausgekleidet bei dem heruntergebrannten Stearinlichte, das Strickzeug im Schooße und rieb sich die Wange.

„Frau Ortrude, was fehlt?“ fragte ich theilnahmevoll. Sie aber sah mich halb bittend, halb strafend an und sagte: „Zahnschmerz; es wird wohl bald vorüber sein.“

Der Traum hatte mich sehr aufgeregt und erst gegen Morgen schlief ich wieder ein.

Am folgenden Tage brachte uns eine Miethkutsche nach der Ruhla. Als wir den Hörselberg sahen, bemerkte ich: „Dort ist der Venusberg, in welchem der Tannhäuser schlummert.“

„Den haben wir doch ganz vergessen“, sagte Fräulein von Lilienstern. „Wie stehts denn eigentlich mit dem Tannhäuser?“

„Mein Fräulein, das ist ein oft gesungenes Lied; dieser Tannhäuser hat thatsächlich seine eigene Literatur,

gerade wie der Faust und der Schinder Hannes. Den Kern der Geschichte kennen Sie wahrscheinlich. Jeder Schriftsteller schmückt denselben nach seiner eigenen Manier aus: Kornemann, Heine, Widmann, Richard Wagner, Bechstein, Nestroy und wie die Geister alle heißen mögen, haben den Minnesänger in Versen und Prosa verherrlicht."

„Aber Sie scheinen ja Nichts weiter zu thun, als Tannhäuser-Bücher zu lesen —".

„Das nun gerade nicht", antwortete ich ihr, „aber seit meiner Kindheit interessire ich mich für den schmucken Ritter, den alle schönen Frauen liebten und welcher deshalb keinen Anstand nahm, ein Gleiches zu thun. — Das kam nämlich so! Meine alte Tante, welche mich mit Milch und Märchen großfütterte, zeigte mir zuweilen die Cyther meines sehr früh verstorbenen Vaters und sagte dann: „Wenn Du groß geworden bist, bekommst Du sie und ziehst dann aus, um die Herzen der Menschen zu gewinnen, wie der Tannhäuser —".

„War denn der Tannhäuser mein Vater?" fragte ich naiv.

„Nein, mein Söhnchen", antwortete die gute Frau liebevoll, „Dein Vater war der blonde Fritz, aber er spielte die Cyther noch viel schöner, als der Tannhäuser und konnte auch hübsche Lieder machen."

Die Mutter aber, welche während dieses Zwiegesprächs am Fenster saß und stickte, weinte bitterlich.

Seit jenen Tagen beschäftige ich mich mit dem Tannhäuser. — Doch dort liegt Ruhla!"

„Kennen Sie Ruhla?" fragte das Fräulein, um die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen.

„Wenn man sich als Führer durch den Thüringerwald engagiren läßt und Ruhla nicht kennt, so sollte man eigentlich wegen Schwindels prozessirt werden. Erst vor ungefähr sechs Tagen war ich hier und wir haben auf dem Heiligenstein einen fröhlichen Tag gehabt; meine Münchener Cyther liegt noch oben." Gern hätte ich das letzte Wort zurückgenommen, aber zu spät, sie fiel rasch ein:

„Also musikalisch! Das ist ja wunderschön, dann sofort nach dem Heiligenstein!"

„Aber Sie werden doch nicht? Es ist nur eine Schenke, wo viele Studenten verkehren, wir könnten zu dieser Jahreszeit leicht sehr gemischte Gesellschaft dort oben finden; es ist besser, Sie bleiben im Hotel und lassen mich allein gehen."

„Nein, mein blonder Ritter, daraus wird's Nichts, ich bin schon einmal oben gewesen und der Berg hat mir gefallen; wir werden unsern Kaffee dort oben nehmen."

Die ersten Häuser der Ruhla waren erreicht und hier und dort wurde ein schöner Mädchenkopf am Fenster sichtbar.

„Kennen Sie auch das Wahrzeichen von Ruhla?“ fragte mein vis-a-vis in der Kutsche, als sie merkte, daß ich die kleidsame Volkstracht der vorübergehenden Ruhlaerinnen mit Interesse betrachtete.

„Nein“, erwiderte ich mit Staunen, setzte aber sofort scherzend hinzu: „Es müßten denn die schönen Mädchen sein.“

„Getroffen! Sie sind wahrhaftig nicht so unschuldig, als ich gestern dachte. Dann“, fügte sie lächelnd hinzu, „wissen Sie wohl auch, weshalb die Ruhlaer Mädchen alle so schön sind?“

„Das macht natürlich die Nachbarschaft der Frau Venus. Vielleicht haben Sie es schon gehört, daß Ruhla den schönsten Meerschaum verarbeitet. Wo es aber Meerschaum gibt, muß es auch schöne Frauen geben, ist doch selbst die Göttin der Schönheit dem Schaume des Meeres entstiegen —“.

„Gut gedacht, mein Freund, aber sagen Sie das ums Himmelswillen Niemanden, der Naturgeschichte studirt hat.“ —

Am Fuße des Heiligenstein hielt der Wagen. Der Kutscher wurde angewiesen, die alte Frau, die ihren

Migränetag hatte, nach dem ersten Gasthofe zu bringen und dort zu warten; wir stiegen aus und schritten der gemüthlichen Sommerkneipe zu.

Je näher wir dem Hause kamen, desto beklommener wurde ich. Was sollte ich dem Wirthe sagen, wie sollte ich meine Cyther verlangen, da ich nicht wohl meine Schuld bezahlen konnte, ohne meine Reisekasse zu stark zu schwächen? Diese Gedanken marterten mich förmlich.

Endlich war das Haus erreicht. Der Wirth kam uns an der Thüre entgegen und begrüßte mich freundlich, meine Begleiterin mit Ehrerbietung.

Auch hier hatten wir Glück, wie auf der Wartburg; Fremde waren gar nicht anwesend, die herrlichen Lauben standen verlassen, nur im Schenkzimmer saßen einige Handwerker und spielten Karten. Ich geleitete die Dame nach einer Laube, entschuldigte mich auf einige Minuten, um den Wirth allein zu sprechen.

Dieser lachte laut auf, als ich meine Schmerzen beichten wollte und sagte: „Da hätten Sie nicht nöthig gehabt, französischen Abschied zu nehmen, zwei Thaler zehn Groschen ist mir Ihr ehrliches Gesicht immer werth. Aber denken Sie sich, der Pump ist bezahlt und rathen Sie von wem?

Vorigen Freitag war eine lustige Gesellschaft hier,

ein Wiener Porzellanmaler, der unten in der Ruhl arbeitet, sah die Cyther im Glasschrank und bat mich, sie spielen zu dürfen und er hat uns ein feines Concert gegeben. In der Ecke saß ein alter Bauer und horchte hoch auf, als die tremolirenden Töne durch das Zimmer klangen; plötzlich erhob sich die Hünengestalt, trat an den Tisch heran, besah das Ding von allen Seiten und sagte dann: „Soll mich der Teufel holen, wenn dieses nicht der Klimperkasten meines Neffen ist, in der ganzen Gegend gibt es kein solches Ding weiter. Wo steckt der Strolch?

Noch ehe ich hinzutreten konnte, hatte der Hausknecht erklärt, wer es hier gelassen.

„Na, sagen Sie nur gleich, wie viel er schuldig geblieben ist, sonst bleibt mir doch keine Wahl, als ihm eine neue zu kaufen", sagte er lachend und legte bedächtig einen Kronenthaler auf den Tisch.

„Schickt nicht"; sagte der Hausknecht.

„Dachte mirs", erwiderte der Alte, „ist ein theuerer Vetter"; er zahlte dann Alles und noch mehr dazu.

Als er ging, wollte er Ihnen das Instrument erst mitnehmen, ließ es aber dann auf Bitten des Wieners hier; dieser wollte es Ihnen nächsten Sonntag selbst bringen."

Ich kehrte fröhlichen Muthes nach der Laube zurück, herzlich froh, daß mein gutes Glück mir eine Beschämung erspart, die ich stark befürchtet hatte. Bald erschien der Hausknecht mit der Cyther und einer Flasche Forster Riesling.

„Die hat der Alte bezahlt, junger Herr!“ sagte er halblaut, der scheint Ihren Durst und Ihren Geschmack zu kennen.“

Als der Aufwärter die Gläser vollgeschenkt und sich entfernt hatte, erhob ich meinen Römer und sprach: „Gnädiges Fräulein, Ihr Wohl!“

Sie hob ihr Glas und stieß an. — Das klang so innig und minnig, so wonnig hell, der Wein lachte so golden, daß ich im Sinnen verloren fast das Trinken vergaß und dann plötzlich das Glas auf einen Zug leerte. — Sie nippte nur leicht.

„Eine Frage, Herr Freimund, wer ist der Alte, der Ihren Geschmack so genau kennt, wohl der freundliche Wirth?“

„Diesmal nicht errathen. — Besagter Alter ist ein schlichter thüringischer Bauer, mein Vetter von Vaters Seite, ein einfacher Mann, den vielleicht eine große Dame nicht im Wege ansieht, mir aber ist er ein treuer Freund, ein wahrer Wohlthäter gewesen; gar manchen Knabenstreich hat er mit Tresorscheinen

zugedeckt und wenn ich gegenwärtig etwas besser lebe, als es meine Verhältnisse gestatten, so bin ich ihm zu Dank verpflichtet. Gnädiges Fräulein wollen mir deshalb gütig gestatten, daß ich auf das Wohl dieses braven Mannes mein Glas leere."

„Und ich werde mit anstoßen", sagte sie freundlich; abermals klangen die Gläser zusammen und diesmal leerte sie das ihre gleichfalls. Ihr wißt es, ich bin immer stolz auf meine Bauernsippe gewesen, denn es sind ganze Männer darunter, aber jener Augenblick auf dem Heiligenstein, in welchem sie auf einen dieser Bauern ihr Glas leerte, hat mich noch stolzer gemacht. Die Dame schob mir jetzt die Cyther zu und ich klappte den Deckel auf. Da lag sie vor mir, die liebe Münchnerin, die Gefährtin trüber und heiterer Stunden! Sie hielt immer vortrefflich Stimme und bald darauf klang die Melodie eines thüringischen Volksliedes durch die Laube.

Mein stümperhaftes Spiel fand reichen Beifall. Von allen Instrumenten, die ich kenne, ist die süddeutsche Cyther das dankbarste, der sympathische vibrirende Klang spricht bei allen Herzen an und wer einigermaßen Gefühl besitzt, kann auf diesem Instrumente sprechen. Es wundert mich, daß dasselbe in Thüringen, dem gelobten Lande der Musik, so wenig bekannt ist."

„Gibt es in Thüringen nicht auch eine Cyther?" fragte der stets wißbegierige kleine Adolph.

„Ach ja!" antwortete Freimund, „sie haben im Gebirge so ein Wimmer- und Jammerholz, ähnlich der Guitarre, aber flacher gebaut und mit Stahlsaiten bezogen; vier solcher Cythern machen eine schauerliche Musik, von der ich nie begreifen konnte, wie sie in Thüringen möglich ist. Ein solches Ding hat mir mein Vater hinterlassen, es hängt unberührt zu Hause und die Spinnen nisten darin; denn wenn ich mit dem Herzen erobern soll, dann bleiben sie unerobert. Da ich aber einmal in den Klang der Stahlsaiten vernarrt bin, so habe ich mir die „Münchnerin" angeschafft, Virtuos bin ich freilich nicht darauf geworden. Doch wir hatten auf unserer Reise auch ein Concert auf der Thüringer Cyther. Auf Bitten des Fräuleins spielte ich noch einen Ländler, der aber in sehr sonderbarer Weise unterbrochen wurde. Eine tiefe Baßstimme sprach nämlich hinter mir: „Nun, da geht es ja lustig zu! — Ihr Diener, gnädiges Fräulein!"

Diese Stimme jagte mir einen Todesschrecken ein, so daß ich mit einem schrillen Accord abbrach; denn das war ja die wetternde, scheltende Stimme, welche ich Nachts vorher im Traume vernommen.

Ich wandte mich um, im Eingange der Laube

stand eine hohe Gestalt in Förstertracht, mit langem ergrautem Bart. Das Fräulein begrüßte den greisen Gast freundlich, fast intim wie man einen alten Bekannten begrüßt, ich aber starrte ihn die ganze Weile wie versteinert an. Der Forstmann ließ seine Blicke verwundert bald auf die Dame und bald auf mich schweifen und sagte dann halb zürnend, halb scherzend mit der tiefen grollenden Eckardtsstimme: „Nun sieh' mal den Schlingel, wie der mich anstarrt! — Hast Du keinen Gruß für den alten Heim, den Freund Deines Erziehers, der Dich so oft auf den Knieen geschaukelt? — Freilich haben wir uns lange nicht gesehen, 'bist ein großer Junge geworden, mein Bart aber ist unterdessen nicht schwarz geblieben."

Ich stand auf, entschuldigte mich und begrüßte den alten Freund meines Pflegevaters herzlich. Er setzte sich zu uns und der Kellner brachte noch ein Glas.

„Aber gnädiges Fräulein", wandte er sich an die Dame, „wo haben Sie denn diesen Suitier aufgegabelt?"

Fräulein von Lilienstern erzählte unser Zusammentreffen und fügte scherzend hinzu, daß sie mich als Führer durch den Thüringerwald in ihren Dienst gepreßt habe.

„Ist ein Sonntagskind“, fuhr der Förster fort, „seine Tante hat's immer gesagt. — Ich kenne einen Baron, der die Hälfte seines Gutes darum geben würde, wenn ihm das passirte!“

„Ach, gehen Sie mir mit Ihren langweiligen Baronen“, nahm die Dame das Wort, „Pferde und Hunde, Hasenjagden und Kasinoklatsch ist Alles, was die guten Leute wissen; ihre vom Hofmeister erlernten Faidaisen, welche sehr stark den Beigeschmack des vorigen Jahrhunderts haben, in dem die Welt Menuett tanzte und Französisch radebrechte, sind unausstehlich. Nein, da lobe ich mir doch unsern Freimund, der erzählt Geschichten, die man nicht alle Tage hört, sagt mir zuweilen die göttlichsten Ungezogenheiten, ist aber sonst gut und bescheiden; denken Sie sich, wir reisen bereits seit nahezu zwei Tagen zusammen und er hat mir noch keine Liebeserklärung gemacht!“

„Das zeigt allerdings von großer Bescheidenheit“, scherzte der Förster, „aber lassen Sie ihn nur erst warm werden. Ueberhaupt nehmen Sie sich in Acht mit ihm, er ist ein Wildfang und wenn Sie ihn in Gesellschaft bringen, so legen Sie ihm einen Knebel in den Mund, sonst blamirt er Sie. Der hat vor zwei Jahren drüben im Bade die gesunde und kranke Haute-Volee beinahe todtgeärgert; der Affront wurde

schließlich so arg, daß man den alten Hofrath, der einen Narren in ihm gefressen zu haben scheint, unter der Hand bedeutete, den tollen Gast zu entfernen. Ich könnte Ihnen manches Schelmenstückchen erzählen."

„Aber Herr Heim!" rief ich bittend.

„Still, mein Junge, ich sage nichts", sprach der Alte gutmüthig.

Um dieser Unterhaltung ein Ende zu machen, spielte ich wieder eine Piege auf der Cyther, dann tranken wir Kaffee, und der Förster verabschiedete sich; wir aber schritten ins Thal nach dem Gasthof, wohin mir der freundliche Wirth von Heiligenstein die Cyther nachschickte.

———

Achtes Kapitel.

Am folgenden Morgen änderten wir den Reiseplan. Die alte Frau war uns fast erkrankt und anstatt den Inselberg und Reinhardsbrunn zu besuchen, ließen wir uns von dem Eisenacher Kutscher nach dem Altenstein fahren.

Da die Kutsche wegen der Kranken sehr langsam fuhr, so zog die Dame es vor, eine große Strecke des Weges zu Fuß zu gehen.

Als wir durch den duftenden, frühlingsfrischen Wald dahinschlenderten, trat plötzlich eine groteske Gestalt aus den Büschen vor uns in den Weg. Dieselbe glich erst einer wandelnden Reisigwelle, als sie aber näher trat, wurden Arme und Beine sichtbar, Kopf und Leib waren jedoch glänzlich in grünes Laubholz

gehüllt. In der Linken schwang die Gestalt eine thü=ringische Cyther.

Fräulein von Lilienstern schrie laut auf, als sie das Waldgespenst erblickte und klammerte sich fest an mich; als sie aber sah, daß ich mich weiter nicht fürch=tete und ihr rasch erklärte, daß es ein harmloses Pfingst=männchen sei, überwand sie ihren Schrecken und scherzte: „Wir haben trotz alledem Glück, der Wald zeigt uns schließlich noch alle seine Narrheiten.“

„Soll ich Eins spielen?“ fragte eine nicht mehr junge Stimme in dem eigenthümlichen Dialekte jener Gegend, welche das i so ausspricht, daß es in einigen Worten zu schroff hervortritt, in Anderen dagegen gar nicht vernehmbar ist.

„Ach ja, lassen Sie uns den Spaß haben“, sagte das Fräulein und setzte sich auf das Steingeländer einer kleinen Brücke.

Das Pfingstmännchen schwankte schwerfällig bis in die Mitte der Straße, stellte sich in Positur und präludirte. Das schrillende Instrument spielte eine bekannte Melodie, schlug dann volle Begleitungs=Ac=corde an und eine nicht üble Baritonstimme setzte ein, jedes Wort des Liedes war deutlich vernehmbar; es lautete ungefähr, wie folgt:

Blühen soll in diesem Walde, eine Blume wundervoll.
Und man sagt, daß, wer sie findet, reich und glücklich werden soll,
Doch was hülf's, wenn ich sie fände, mein Sehnen bliebe ungestillt,
Der einz'ge Schatz, nach dem ich suche, ist ein holdes Frauenbild.

In der Schluß-Cadenz lag eine unsägliche Wehmuth, deren Wirkung jedoch rasch zerstört wurde, indem der sonderbare Sänger anfing, eine Tanzweise zu klimpern.

Das Fräulein war augenscheinlich nicht sonderlich erbaut von dem Concerte.

„Bitte", sagte sie rasch, „geben Sie dem Waldgeist einen Gulden, der wird ihn für alle Wunderblumen und Frauenbilder entschädigen." Ich führte nämlich seit der Abreise von Eisenach die Reisekasse.

Die Dame erhob sich zum Gehen, ich näherte mich dem Laubmännchen mit dem blinkenden Silberstück und fragte von ungefähr: „Wer bist Du!"

„Ich bin der Tannhüser", schnarrte es, „wohne im Hörselberg und bin verdammt, alle Pfingsten im Walde umzugehen."

„So geh' hübsch um", spöttelte ich, „das Wetter ist gut genug, wünsche angenehmen Umgang."

„Ditto!" sagte die Gestalt mit devotem Kratzfuß und zeigte kichernd auf meine Begleiterin, die langsam weiter schritt.

„Gnädiges Fräulein!" rief ich heiter, „eine interessante Entdeckung! Der grüne Fegewisch dort behauptet, er sei der Tannhäuser, nach welchem Sie gestern so angelegentlich fragten."

„Ein Narr ist er", erwiderte sie, „und Sie schienen große Lust zu haben, Brüderschaft mit ihm zu machen; am Ende hätte ich noch allein nach dem Altenstein gehen müssen. Sie sind unaufmerksam, reichen Sie mir den Arm und lassen Sie uns ausschreiten, die Kutsche ist glücklich über alle Berge."

Ich that, wie mir befohlen und wir schritten schweigend weiter. Auf den frischen Waldwiesen lagerte der Duft eines herrlichen Junimorgens; die Johannisblumen in den Hecken blühten und leuchteten und in der Ferne ließ eine Amsel ihren hellen, wehmüthigklingenden Schlag vernehmen; in meinem Kopfe aber sangen tausend Nachtigallen, denn in mein Herz war ein Strahl jener Frühlingssonne gefallen, welche einem Menschenleben nur ein Mal und dann oft nur auf kurze Zeit scheint. Das Lied des Laubmännchens, dessen Text ich behalten hatte, beschäftigte vorzugsweise meine Gedanken. Hatte ich die sagenberühmte Wunderblume gefunden, welche alle Schätze des Gebirges erschließt und dem Besitzer alle Herzen geneigt macht? Unwillkürlich nahm ich den Hut ab, um mich

zu überzeugen, ob die Lilie noch in meinem Besitz sei, da steckte sie, so frisch, als ob sie eben gepflückt sei und ich konnte mich nicht enthalten, die Blume zärtlich zu küssen.

„Sonderbarer Schwärmer", sagte die Dame, als sie meine Blumenvergötterung bemerkte. „Ich glaube wahrhaftig, Sie bilden sich ein, die Wunderblume sei in Ihrem Besitz!"

„Mir ist sie eine Wunderblume, denn seit ich sie trage, fühle ich mich unendlich glücklich", bemerkte ich, bereute aber sofort, mich verrathen zu haben.

Glücklicherweise schien sie nicht auf meine Worte zu achten und gab dem Gespräche eine andere Wendung. Sie sprach so vertraulich über Dieses und Jenes, fragte so theilnehmend nach meiner Vergangenheit und meinen Zukunftsplänen; niemals hat ein Weib so zu mir gesprochen, niemals in meinem Leben habe ich ein so beseligendes Gefühl empfunden, als an jenem Junimorgen auf dem Wege von der Ruhla nach dem Altenstein.

Jeder von Euch weiß, wie tief es kränken muß, wenn man über den Beruf, auf welchen wir uns hier vorbereiten, spötteln hört. Es hat mir vor drei Jahren, als ich diese Schule bezog, in der Seele weh gethan, wie meine Jugendgespielin, die dicke Eulalia, die

Nase rümpfte wegen des armseligen Standes, den ich zu wählen gezwungen war.

Als mich nun die Dame plötzlich fragte, was ich werden wolle, genirte ich mich wirklich und sagte etwas sehr kleinlaut — „ein Lehrer.“

Schon war ich auf jene wohlfeilen Witze vom armen Dorfschulmeisterlein gefaßt; sie aber blieb stehen und sprach freundlich: „Wenn Sie Lust dazu haben und den Beruf in sich fühlen, so werden Sie Lehrer; ein tüchtiger Lehrer ist ein Segen für ganze Generationen und eine bessere Stütze des Staates, als ein ganzes Schock Hofräthe.“

Ich dankte ihr für dieses edle, aufmunternde Wort. Seit jener Stunde ist der Lehrerstand in meinen Augen geadelt.

Endlich tauchte das Schloß Altenstein vor uns aus dem Gebüsch und wir wandten uns rechts von der Straße nach der Teufelsbrücke, welche eine prachtvolle Aussicht auf die Gegend gewährt. Als wir oben auf der schwindelnden Höhe an dem Geländer standen, nahm ich meinen Hut ab, um die Augen vor der Nachmittagssonne zu schützen, dabei fiel die Blume in den Abgrund. Ein lautes Ach! entfuhr mir, ich glaubte schon, die Dame werde jetzt auch von meiner Seite verschwinden, war mir doch die ganze Reise wie ein

Märchen, wie ein heiterer schöner Traum vorgekommen; aber sie lachte laut auf, als sie meine Bestürzung bemerkte und sagte scherzend: „Die hat einen vernünftigen Einfall gehabt, lassen Sie sie welken dort unten; mich hat die Blume während der ganzen Reise genirt, ich mochte es Ihnen nur nicht sagen."

Mir aber war es, als ob mein ganzes Lebensglück in jenen Abgrund gefallen wäre; ich erwiderte Nichts und schweigend gingen wir weiter.

Vor dem Hotel hielt unsere Kutsche, Frau Ortrude war ausgestiegen. Wir traten in den Damensalon ein und hörten, daß sich die Kranke auf ein Zimmer zurückgezogen habe. Das Fräulein ging, um nach ihr zu sehen, kam aber bald zurück mit der Nachricht, daß die Alte ruhig schlafe und augenscheinlich besser sei.

Eine Zeitlang saßen wir uns schweigend gegenüber. Die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Um dieser peinlichen Situation ein Ende zu machen, setzte sie sich an das Piano und begann leise zu spielen. Das glich dem Flüstern von Geisterstimmen, es war, als ob Elfen über die Saiten tanzten; hatte mich schon dieses zarte innige Spiel hoch entzückt, so erstaunte ich noch mehr, als plötzlich eine herrliche Altstimme hörbar wurde. Wie träumend, in sich versunken sang sie:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen dicht die Dornen stehn —
Und was das Menschenherz auch denkt und dichtet,
Am Ende heißt es, voneinander gehn.
In Deinen Augen hab' ich es gelesen,
Es glüht darin von Lieb' und Glück ein Schein;
Behüt' Dich Gott, es wär so schön gewesen —
Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Ich hatte das Lied nie vorher gehört; es ergriff mich dermaßen, daß ich über demselben die herrliche Stimme und den meisterhaften Vortrag ganz vergaß und ihr kein Compliment sagte. Wenn ich einst sterben muß, dann soll mir eine Altstimme dieses Lied singen, ich will dann denken, es sei ihre Stimme und die Schrecken des Todes werden mein Gesicht nicht entstellen! Sie war längst aufgestanden und an's Fenster getreten; ich aber starrte noch immer vor mich hin, — die Blume war verloren und in meinem Herzen klang's wehmüthig nach „Es hat nicht sollen sein!"

Um uns die Zeit zu vertreiben, machten wir noch einen kleinen Spaziergang nach dem Wildpark und dem Bonifaziuskreuz, kehrten aber bald zurück, um eine zahlreiche Gesellschaft vorzufinden. Fräulein von Lilienstern wurde von mehreren Damen als Bekannte begrüßt. Ich bat sie, mich, wenn's einigermaßen vermeidlich sei, nicht vorzustellen, denn ich war zu tief

ergriffen und würde jedenfalls unter der fröhlichen Gesellschaft eine sehr traurige Rolle gespielt haben. Sie fand auch rasch einen Vorwand und ersuchte mich, nach Frau Ortrude zu sehen. Die Alte war wach und besser. Sie fragte freundlich, wie mir die Reise gefallen, bat gewissermaßen um Entschuldigung, daß sie das Programm gestört und sprach ihre Freude darüber aus, daß ich augenscheinlich so gut mit dem Fräulein fertig werde, indem dasselbe sonst stets über die langweiligen jungen Männer der Nachbarschaft spotte.

In diesem Augenblicke trat Fräulein von Lilienstern ein. „Herr Freimund", sagte sie zögernd und bewegt, „wir müssen uns leider hier trennen. Zwei von den vorhin angekommenen Damen haben sich zu mir eingeladen, wir fahren direkt nach Feenthal, wo Sie natürlich jederzeit herzlich willkommen sind und ich hoffe, daß Sie mich sehr bald beehren."

Ich verbeugte mich stumm, übergab Frau Ortrude die Reisekasse und schickte mich an, Abschied zu nehmen. Fräulein Helene reichte mir beide Hände. „Wir haben eine schöne Reise gehabt und ich verdanke Ihnen genußreiche Stunden, hoffentlich war es unsere letzte Fahrt nicht, denn der Inselberg und Reinhardsbrunn sind noch zu besuchen. Vorläufig nehmen Sie dieses kleine Andenken —", und im Nu glänzte an

einem meiner Finger ein prachtvoller Ring, in dem Wappen des Steines aber stand eine Lilie.

Ich küßte schüchtern die schöne Hand, welche noch immer in der meinen ruhte, verabschiedete mich dann von Frau Ortrude und ging.

Dem Postillon aber gab ich in der Freude meines Herzens meine ganze Baarschaft als Trinkgeld, nahm meine Cyther aus dem Wagen und schritt, ohne mich noch einmal umzusehen, davon.

Mein nächstes Ziel war das Försterhaus von K., denn der alte Heim konnte mir wohl am besten über meine räthselhafte Bekannte Auskunft geben. Der Forstmann saß beim Nachmittagskaffee, als ich eintrat.

„Goldjunge und Glückskind!" rief er und zog mich freundlich an seine Seite. „Das wäre eine brillante Partie!"

„Davon, Herr Förster, kann nicht die Rede sein", sagte ich mit erheuchelter Ruhe; „aber ich bin doch sehr neugierig, wer sie ist und deshalb komme ich zu Ihnen."

„Wer sie ist", sagte der Alte sinnend, „weiß ich selbst nicht, sie kam vor einigen Monaten in die Gegend, miethete das Schlößchen und machte bald infolge ihrer Freigebigkeit und ihres excentrischen Wesens von sich reden. Obwohl sie einen hier bekannten Namen

trägt, so hat sie hier doch keine Verwandte. Einige sagen, ihr Vater sei ein russischer General gewesen und in der Krim gefallen, Andere behaupten, sie komme aus Siebenbürgen; wer sie auch immer sein mag, sie kann sich sehen lassen, ein schöneres Weib gibt es kaum auf der ganzen, weiten Welt.

Da ich merkte, daß der Förster thatsächlich nicht mehr wußte, so sprachen wir noch eine Zeitlang von gleichgültigen Dingen, worauf ich mich empfahl.

Einige Tage später gingen die Ferien zu Ende. Als mich Hans nach dem Bahnhofe fuhr, kamen wir an Feenthal vorüber; ich stieg aus und ließ mich der Herrin anmelden. Sie empfing mich im großen Besuchszimmer; an ihrer Seite stand ein prachtvolles Windspiel, welches bei meinem Eintritte sofort freudig an mir emporsprang, wie an einem alten Bekannten.

„Herr Freimund, Sie sind ein Glückskind!“ sagte Fräulein von Lilienstern lachend, „Diana hat noch Niemand so freundlich begrüßt.“

„Möchten mir alle Göttinnen so gnädig sein!“ sagte ich etwas verwirrt.

„Die Gunst der Götter“, erwiderte sie, „beruht nach den Lehren meines Glaubens auf Prädestination.“

Wir unterhielten uns dann noch einige Minuten über die angenehme Reise, worauf ich mich verabschie-

dete und davonfuhr. Das war mein Abenteuer aus den Pfingstferien."

Freimund schwieg.

„Wer's glaubt zahlt einen Thaler!" sagte Waldheim spöttisch und setzte hinzu: „Ihr wißt, dem Freimund kommt es bei Damen auf eine Handvoll nicht an. In Feenthal wohnt allerdings so ein fremdes Wunderthier, das der ganzen Gegend den Kopf verdreht, aber die spricht mit keinem Baron, geschweige denn mit einem so armen Schlucker, wie Fritz; es soll eine ausländische Herzogin sein."

Der allzeit schlagfertige Gustav kam unserm Freimund zu Hülfe und sagte zu Waldheim: „Dir könnte so Etwas allerdings nicht passiren, bei ausländischen Herzoginnen hättest Du höchstens als Vomitiv einige Aussicht."

Waldheim verstand das Fremdwort nicht und schien es für ein Compliment zu halten.

„Aber wo ist denn der Ring?" fragte jetzt Hadlaub, hoch erfreut, daß sein Scharfsinn ein Mittel entdeckt hatte, den Freimund in die Enge zu treiben, „so lang ich den Ring nicht sehe, halte ich die ganze Geschichte für ein Märchen."

Freimund sah den Sprecher stolz und strafend an, griff in die innere Tasche seiner Weste und zog Etwas

hervor; als die verschiedenen Papierhüllen beseitigt waren, glänzte in seiner Hand ein prachtvoller Ring.

„Weitere Beweise für das Authentische meiner Geschichte kann ich nicht erbringen", sagte er bewegt, „aber mir ist es, als ob die schöne Hand noch in der meinen brenne und zucke und diese schöne Hand wäre im Stande, mich in die Hölle zu ziehen!"

Die Geschichte Freimunds machte ungeheures Aufsehen unter den Eingeweihten der Klasse, wir sahen ihn sofort als ein höheres Wesen an und nannten ihn scherzweise den — Tannhäuser.

Neuntes Kapitel.

Was soll ich von Canion noch ferner erzählen? Wir jungen Leute wurden dort abgerichtet, um später Andere abrichten zu können. Alle wurden auf das Prokrustesbett der Regulative gelegt; wer Geist und Herz hatte, wurde so lange gedrückt und gepreßt, bis diese für einen deutschen Volksschullehrer überflüssigen Dinge ausgetrieben waren, wer aber gar Nichts hatte, der wurde so lange gereckt, bis er wenigstens nach Etwas aussah.

Doch ich darf nicht ungerecht sein; ich darf nicht von Canion scheiden, ohne eines Mannes dankend gedacht zu haben, des Direktors der Anstalt.

„Das war ein Mann von Stahl, von ächter deutscher Art,
Gedenk' ich seiner, so rinnt mir die Thräne in den Bart."

Er war keiner jener liebenswürdigen, alten Herren, welche vor lauter Philanthropie gegen die Jugend in Honigseim zerfließen; er war eine stramme, schroffe Erscheinung, eine ächte Heldengestalt, die mir, ohne Rüstung und Ritterschwert, im langen, bescheidenen Rocke des protestantischen Pfarrers, stets als ein Anachronismus erschien.

Glaubst Du an die Götter im Exil, lieber Leser? Ich glaube daran und wenn mir damals die finstere, reckenhafte Gestalt mit den dunklen Haaren und den Alles erforschenden Augen begegnete, dann war es mir immer, als ob einer jener Olympier oder Herren des klassischen Alterthums an mir vorüberschreite. Man hat nie ausgefunden, wo Poseidon hingekommen ist, wo er die Jahrtausende seines Exils verbringt, er

„Den kein Steuermann mehr ruft in der Gefahr
Seit Jeder sich an Heil'ge wandte,
An Fischefänger auf dem See Genezareth
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einst verbrannte.“ (Freiligrath)

Man hat angenommen, daß diesem Gewaltigen der See irgend eine unentdeckte Insel zum Aufenthaltsorte angewiesen worden ist. Wäre es nicht eben so wahrscheinlich, daß er ins Herz des salztrockenen

Deutschlands verbannt wurde, wo er nimmer den Wogenschlag des heiligen Meeres vernimmt und wo er verurtheilt ist, aus den Nachkommen jener Stiere, welche ihm einst geopfert wurden, halbwegs genießbare Menschen zu machen!? Ich habe schon damals derartige Gedanken gehabt und werde jetzt noch darin bestärkt, wenn ich daran denke, daß jener finstere Mann mit dem göttlichen Auge, welches im Nu Alles übersah, sich aus den Fischefängern vom See Genezareth nie viel machte; nur der Apostel Paulus war sein Mann und wer weiß, ob nicht dieser über Nacht bekehrte Heide, wenn er auf seinen Seereisen in Gefahr war, das Christenthum in der Todesangst vergaß und wie andere vernünftige Griechen betete:

„Klythi, Poseidaon gaieoche, Kyanochaika!

Mit einem solchen Manne darf man es nicht verderben und um seinetwillen verzeihe ich allen Anderen, welche mich in jenem Hause kujonirt und gekränkt haben.

Da sitze ich nun an der blutgefüllten Opfergrube, die Schatten der Vergangenheit nahen in Schaaren und strecken mir die Hände entgegen, ich aber darf sie nicht alle trinken und sprechen lassen, damit nicht der Götterzorn des Verlegers geweckt werde; ich muß unbarmherzig mein Schwert über die Blutlache strecken.

Als der Sommer zu Ende ging, verließ ich Canion und die Schulfreunde waren, bis auf zwei oder drei, sehr bald glücklich vergessen.

Wenn man aus einer Schule ins Leben tritt, so verwischen dessen Wogen, in denen man fortan um seine Existenz zu kämpfen hat, die Schulerinnerungen sehr rasch; immer blasser werden die Gestalten derer, mit denen man ganze Semester hindurch sich gefreut, mit denen man gestrebt, gekämpft, geschwärmt und mitunter auch gelitten hat, bis sie endlich in dem großen Heere der neu herandrängenden Bekanntschaften wie Schatten verschwinden, um nur gelegentlich, oder auch nie wieder aufzutauchen.

Ich habe nie erfahren, wie weit Hadlaub mit seinem Bärbele gekommen ist, in der Minnesängerei scheint er es nicht weit gebracht zu haben, denn in dem literarischen Sande Deutschlands habe ich seine Fußtapfen bisher nicht erblickt; ich habe auch nie gehört, was der lange Niklas mit jener drallen Marizebill angefangen hat, wenn es deshalb die geneigte Leserin interessirt, ob sich jene beiden Paare thatsächlich gekriegt haben, so muß sie an ein Wohllöbliches königliches preußisches Consistorium schreiben.

* * *

„Aber Herr Hellmuth! (Der geneigte Leser wolle gütigst verzeihen, daß der Herausgeber störend hier eingreift!) Hier, mein lieber Hellmuth, begehen Sie jedenfalls einen großen Fehler, für welchen Publikum und Kritik ohne Zweifel mich verantwortlich halten. Sie führen da zwei Paare in den Roman ein und lassen diese dann nach Belieben fallen, das ist gegen alle Regeln der Poetik. Hören Sie was diese sagt: „Im breiten Verlaufe des Romans werden eine Menge von Fäden angeknüpft, treten eine große Anzahl Personen auf, über deren Schicksal uns der Abschluß des Romans nicht im Dunkeln lassen darf." (vid. Gottschall Poetik p. 384.)

„Bitte, lassen Sie mich gefälligst in Ruhe mit Ihrer Poetik; deren Regeln hätten Sie mir erst klar machen müssen, ehe ich anfing. Ueberhaupt sehe ich gar nicht ein, was meine Geschichte mit der Poetik zu schaffen hat; als diese passirte, hat sie nicht erst Herrn Gottschall gefragt, ob es auch nach den Regeln der Kunst erlaubt sei. Ich erzähle eine wahre Geschichte ohne Poetik.

„Der Leser muß verzeihen, ich kann mit dem starrköpfigen Menschen Nichts anfangen, denn wenn ich ihn ärgere, so läuft er mir mit seiner Erzählung davon und ich sitze dann abermals mit meinem ver-

waisten Titel, welchen ich bei dieser Gelegenheit an den Mann zu bringen hoffe, auf dem Trockenen — Sie haben Recht lieber Hellmuth, fahren Sie jetzt fort!"

„Nur mit Freimund unterhielt ich eine Zeit lang einen lebhaften Briefwechsel. Er schrieb mir, daß sich seine Vermögensverhältnisse infolge einer kleinen Erbschaft und durch die Liberalität seines Onkels ganz unerwartet gebessert und daß er beabsichtige, in Berlin Cameral-Wissenschaften zu studiren. Nach etwa zwei Monaten blieben jedoch seine Briefe ganz aus und erst im Februar des nächsten Jahres erhielt ich wieder ein Lebenszeichen von ihm. Es war ein langer, sonderbarer Brief, derselbe glich fast einem Tagebuche. Man merkte, daß er in verschiedenen Stimmungen geschrieben und immer wieder abgebrochen hatte. Die zum Verständniß des Ganzen nothwendigen Stellen lasse ich hier folgen:

Vordemwald, 13. Febr. 1861.

Lieber Hellmuth! Du mußt wegen meines langen Schweigens nicht bös sein, seit drei Monaten bin ich nicht mehr auf der Erde, sondern täglich vierzehn bis sechzehn Stunden im Himmel. Ihr habt mich auf der Schule den Tannhäuser genannt, damals träumte ich wahrhaftig nicht, daß ich so bald der leibhaftige Tannhäuser sein werde, ich bin es; mein Venusberg heißt — Feenthal.

Laß Dir kurz erzählen, wie das gekommen ist! Nach Hause zurückgekehrt, war ich fest entschlossen, meine Bekannte aus den Pfingstferien nicht wieder aufzusuchen, denn der klare Verstand sagte mir, daß die Sache nur ein schlimmes Ende nehmen müsse, zumal ich so wenig im Stande bin, meinen Leidenschaften Schranken zu ziehen. Ich habe eine zeitlang ehrlich gegen jede Versuchung gekämpft, aber was hilft das, wenn der Mensch Unglück haben soll!

Doch was habe ich denn oben geschrieben? — Wenn man Glück hat! sollte ich sagen. Eines Tages im October ließ ich mir von Onkels Hans den „Emir" satteln und ritt zum Tage hinein, die ebene Chaussee entlang, bald langsam und bald schnell. Schließlich ließ ich den Rappen seinen Weg gehen, holte den „Mirza Schaffy" aus der Tasche und las, ohne mich um die Umgebung zu kümmern. Plötzlich stutzte der Gaul, ich schwankte im Sattel, hielt mich aber noch glücklich fest, ein Windspiel sprang wedelnd zu mir empor und als ich aufsah, hielt ich bei den weißen Staketen des Schlößchens Feenthal, im Garten vor einem Bosket aber stand Sie, als ob sie Jemand erwartete und begrüßte mich freundlich schmollend. In diesem Augenblicke war's, als ob mich ein Dämon gepackt habe, ich lenkte das Pferd dicht an den Garten

heran und sprang aus dem Sattel zu ihr hinüber. Sie wollte zürnen über das Unschickliche meines Benehmens, aber sie konnte ja nicht; aus den himmlisch blauen Augen brach es hervor, wie lichter Sonnenschein, sie streckte mir beide Hände entgegen und begann nur, mir Vorwürfe zu machen, daß ich schon seit mehreren Wochen zu Hause sei, ohne ihr pflichtschuldigst meine Aufwartung gemacht zu haben. Der Gärtner erhielt den Auftrag, mein Pferd zu versorgen, welches noch geduldig am Zaune hielt; sie aber hängte sich vertraulich an meinen Arm und führte mich ins Haus, diesmal direct in ihr Boudoir. Es war das erste Damen-Boudoir, welches ich seit den Tagen meiner Kindheit betreten. — Was dann? — Der Vogel war, ist und bleibt gefangen! — Erst spät am Abend ritt ich nach Hause. Hans hatte schon aufsitzen und nach S. reiten müssen, denn der Alte glaubte, ich habe mich dort fest gekneipt und sei gestrandet, er fürchtete ohne Zweifel für seinen „Emir." — Dieser göttliche „Emir"! Er hat mich durch die Wüste des Lebens nach einer grünen heiteren Oase getragen, wo die Wasser der Freude fließen und die Datteln der Liebe wachsen, der Baum der Erkenntniß steht leider auch da! — Wenn einmal der Rausch vorüber ist, dann werde ich dem alten Burschen ein Lied singen, welches

seinen Namen unter die Sterne der vergötterten Rosse versetzen soll, so daß man noch in fernen Tagen neben Bucephalus, Xanthos, Sleipner, Arani, Schimming, Falk, Babieça, Rosinante, Bayard und dem berühmten Schimmel von Bronzell nennen soll den klugen „Emir" des wackeren Schulzen von Vordemwald!

Am folgenden Morgen ging ich hinüber und seitdem ist Feenthal mein tägliches Ziel; ich kann nicht anders und wenn ein See zwischen uns läge, ich würde ihn durchschwimmen. Täglich sitze ich zu den Füßen dieses Zauberweibes, sie spielt mit meinen Locken und wenn ich emporblicke, lachen über meinem Haupte jene beseligenden Sterne und diese Sterne werfen ihren Schimmer bis in die tiefsten Abgründe meiner Seele.

Wo sind alle Zukunfspläne, Cameralia-Gedanken rc.? Dieser Mund hat sie mir aus dem Kopfe geküßt; ich führe nur noch ein Traumleben. Manchmal schlage ich mich vor die Stirne, ob ich wirklich wache, ob mich nicht ein böser Zauber umsponnen, oder ob ich nicht gar der „verwunschene Prinz" bin — — doch die sanfte, liebliche Stimme verscheucht jeden Zweifel; ich lebe, ich wache, ich liebe und das schönste Weib der Welt ist mein!

Und dennoch darf ich sie nicht besitzen. Es gibt Etwas, welches höher steht, als Herzensangelegenheiten

und das ist die Familie. Einmal von diesem Ankerplatze losgerissen, treibt man steuerlos auf den See des Lebens und muß an den Klippen der Noth zerschellen. In jeder Schauspielergesellschaft finden sich solche Menschen-Wracks. Ich bin gewiß nicht feig und habe den Muth zu irgend einer verwegenen Handlung, aber ich möchte doch meiner Familie den Fehdehandschuh nicht hinwerfen. Und wenn es mein Lebensglück kostet, ich darf ihre Bestimmungen nicht eigenmächtig umstoßen, es würde der Tod meiner Mutter und eine Schmach für unseren Namen sein. Aber, wenn auch das noch zu überwinden wäre, was kann ich dieser Frau bieten? Sie verlangt freilich Nichts und hat augenscheinlich mehr als genug, aber ich könnte das Gefühl nicht ertragen, nur der Mann einer schönen, reichen Frau zu sein. Meine Frau muß mein Brod essen und wenn mir einmal das Glück gestatten sollte, zu fahren, so muß sie in meinem Wagen fahren.

Mein alter Onkel las mir gestern die Leviten „Junge", sagte er, „der blaue Kittel paßt zu keinem adligen Wappen; wenn Du Dich auch wie ein Herr kleidest und hoch gelehrt bist, Du mußt den Bauernkittel achten, den Deine Väter und Verwandte seit Menschengedenken stolz und mit Ehren getragen. An dieser Flamme verbrennt Dein Herz!" Der Mann hat Recht

in seinem schlichten Schulzenverstand, aber es ist ein Glück für diesen Verstand, daß der Alte nicht an meiner Stelle ist.

Meine Mutter ist am Vernünftigsten, die sagt gar Nichts. In ihren Augen lese ich recht wohl, daß sie mein Verhalten tief schmerzt, aber ich habe nicht Kraft genug, dem treuen Mutterherzen diesen Schmerz zu ersparen. Sie ist übrigens die Einzige, welche noch immer an mich glaubt und mich nicht ganz aufgibt. Als ich mich vor einigen Tagen in meiner Stube für den gewohnten Spaziergang rüstete, hörte ich, wie die alte Tante in der Wohnstube mit ihr von meiner Liebelei sprach und sie ermahnte, der Sache ein Ende zu machen. Die Mutter sagte ruhig: „Laß ihn gewähren, er artet seinem Vater nach; ihm es verbieten, hieße ein Unglück anrichten. Wenn einmal der Rappel vorbei ist und er noch so viel Kraft übrig behalten hat, sich aufzuraffen, wird doch noch ein tüchtiger Mann aus ihm, sein Herz ist unverdorben!" Ich danke ihr für dieses Wort; aber ich fürchte, aus mir wird Nichts mehr.

Mit Natalie treffe ich nur noch wenig zusammen; sie meidet absichtlich unser Haus. Als ich am letzten Sonntag wieder nach Feenthal ging, begegnete sie mir am Ende des Dorfes, vielleicht absichtlich. „Fritz", sagte sie treuherzig, „die dort drüben ist Dein Unglück! Wenn sie Dich glücklich machen könnte, würde

ich mich am Meisten freuen.“ Ich scherzte dem guten Mädchen die Sorge fort und sagte, es werde bald zu Ende sein. O Gott, ich habe das treue Kind belogen! Mein Herz denkt nicht d'ran, daß es ein Ende nehmen kann; es wünscht, daß dieser Zustand noch recht lange dauern möge. So im seligen Vergessen die Tage hinzuträumen! Es ist ein Glück, welches nur selten ein Sterblicher genießt, ich will es bis zur bitteren Neige kosten; dann werde ich mich vor lauter Vergnügen todt schießen

Wenn Du diese sonnige Frauenblume sähest, Du würdest mich nicht tadeln, sondern mich glücklich preisen. Wenn es eine Sünde ist, über ihr die Welt und Alles zu vergessen, denn sündige ich mit Freuden. Ueber meinen Scheitel stürmt die Zeit, die Tage kommen und schwinden, die Tage, in denen der heranwachsende Mann für seine Zukunft arbeiten soll, ich aber träume, sinne, lasse mich abküssen und küsse wieder, von einer ernsten Arbeit ist längst keine Rede mehr. Jetzt erst kann ich mir vorstellen, wie dem Antonius zu Muthe war, als ihn Oktavian bedrohte; jetzt ärgere ich mich nicht mehr über Heinrich IV., der Jugend und Reich auf der Harzburg verliebelte; wurde doch Keiner von Beiden von einer solchen Feuerlilie gefangen gehalten, als ich.

Du darfst mir's glauben, wir haben noch kein

Wort von Liebe gesprochen. Das überlassen wir jenen fischblütigen Wesen, die es sagen und hören müssen, um daran zu glauben. Wir haben keine solche Erklärung nöthig gehabt. Wir liebten uns, ehe wir uns sahen und kannten.

Endlich habe ich auch erfahren, wer meine geheimnißvolle Geliebte ist und das hat mir wirklich eine Centnerlast vom Herzen genommen; denn gar manchmal dachte ich doch, es sei die leibhaftige Frau Venus, welche zur Abwechselung eine kleine Gastreise auf Erden machte. Sie spricht mitunter zu der Alten in einer eigenthümlichen Sprache; daß es kein Griechisch ist, merkte ich wohl, aber es klingt eben so weich und melodisch. Als ich gelegentlich Frau Ortrude fragte, erzählte sie mir Alles. Sie sprachen Russisch. Die Alte ist aus Kurland und kam vor vielen Jahren in die Familie des Generals von Lilienstern. Dieser focht gegen die Tscherkessen und heirathete eine Georgierin, Helene ist in Georgien geboren. Die Mutter starb früh und die Alte hat das Kind erzogen, als Mädchen wurde Helene in ein Damen-Institut nach St. Petersburg und dann nach Dresden geschickt, die Alte begleitete sie überall. Der General fiel im Krimkriege und sie ist eine Waise. O furchtbares Geschick, daß ich ihren Weg kreuzen mußte!

Nun erkläre ich mir auch ihr ganzes Wesen; sie hat Nichts von der Suffisance der auf doppelten Stammbäumen gewachsenen adeligen Fräuleins, es ist Nomadenblut in ihren Adern und das durchbricht in seiner leidenschaftlichen Heftigkeit die Dämme der Standesunterschiede und die leeren Formen einer bis ins Lächerliche und Abgeschmackte gehenden Convenienz.

Mein Glück ist groß, mein Unglück wird um so größer sein, wenns einmal kommt! Trotz des süßen Taumels hängt es über mir, wie eine unheilschwangere Wolke, foltern mich furchtbare Vorahnungen! Durchs Herz jedes Einzelnen, wie durchs große Herz der Menschheit zieht diese Ahnung des endlichen Zusammensturzes und im größten Glücke mahnt sie gewöhnlich um so drohender. Komme was da will, ich werde meinen Mann stehen! Wer so viel Liebe in der Welt genossen, wie ich, der fühlt sich am Ende stark genug, das Schlimmste und Schwerste zu ertragen. Wenn Du noch beten kannst, so bete für mich; ich kann es nicht mehr. Mir sind alle Götter und alle Heiligen gestorben; ich habe nur noch eine Göttin und die entschädigt mich für alle irdische und himmlische Seligkeit — Helene von Lilienstern.

Zehntes Kapitel.

Nachdem ich diesen Brief gelesen hatte, war mir das Unvermeidliche einer Kathastrophe sofort klar. Wenn immer mir die Ohren summten, glaubte ich den Schuß zu vernehmen, durch welchen mein glücklicher, unglücklicher Freund mit der Welt abrechnete und in fieberhafter Spannung wartete ich den Verlauf der Sache ab.

Verschiedene Male begann ich meine Ansichten über den Casus niederzuschreiben, doch kein Brief wurde vollendet, denn ich sah recht wohl ein, daß sich in einem solchen Falle niemals rathen läßt.

Da der Name Natalie bereits wiederholt in der Erzählung genannt worden ist, so will ich hier bemerken, daß diese die Jugendverlobte Freimunds war. Während unserer dreijährigen Bekanntschaft hat er nie

viel von ihr gesprochen, höchstens daß er gelegentlich einmal die Schönheit und Herzensgüte des Mädchens rühmte.

Er war in jenen beschränkten, durch Jahrhunderte alte Gewohnheiten und Vorurtheile eingeengten Verhältnissen geboren, in denen die Beschränktheit gewissermaßen Alles beeinflußt, besonders den geistigen Blick Derer, welche innerhalb des betreffenden Kreises stehen. Seine Eltern und die des Mädchens waren Nachbarn, sogar entfernte Blutsverwandte; ihre kleinen Bauerngüter grenzten an einander und das nachbarliche, gute Einvernehmen wurde durch Nichts gestört. So kam es, daß man im vierzehnten respektiv zwölften Jahre die Kinder verlobte. — Sein Vater war schon lange todt, als nun bald nach der Verlobung auch ihre Mutter starb, überwachte die Wittwe Freimund die Erziehung des Mädchens, um ihrem heranwachsenden Sohne eine tüchtige Hausfrau zu bilden. Die Kinder sahen sich in der Jugend täglich, wuchsen gewissermaßen zusammen auf. Dann bezog Fritz das Gymnasium in Schleusingen, er reifte dort zum Jüngling und lernte Welt und Menschen kennen. Das Mädchen arbeitete in der bescheidenen Häuslichkeit und blühte zur Jungfrau auf, für Fritz blieb sie aber die kleine Natalie. Wohl war sie hoch erfreut, wenn er auf einige Wochen nach

Hause kam, die großgewordenen Kinder spielten dann wie früher zusammen, von einer eigentlichen Liebe konnte aber am Ende keine Rede sein; sie wußten nur, daß sie sich künftig einmal heirathen würden.

Die befürchtete Katastrophe trat allerdings sehr bald ein; die Sache gestaltete sich aber doch anders, als ich geahnt hatte. In den ersten Tagen des März erhielt ich folgenden Brief:

„Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert! Und ich selber, gleich einer Leiche, die grollend ausgeworfen das Meer, liege am Boden, ein öder, schiffbrüchiger Mann!"

Heine hat Obiges gedichtet, ich aber habe es erlebt! Alles, Alles ist vorbei! Wie der Tannhäuser muß auch ich eine Büßerfahrt antreten, aber nicht nach Rom, sondern nach — Amerika.

Auf Bitten meiner Mutter machte ich gestern am Sonntag der kleinen Natalie einen Besuch. Ihr Vater hatte gerade seine böse Stunde und es fehlte nicht viel, so hätte er mich aus dem Hause gejagt. Er warf mir vor, daß mein Umgang mit der fremden Adeligen zum Skandal der Gegend geworden sei, daß er die Verlobung rückgängig mache und daß ich niemals seine Schwelle betreten dürfe. Wüthend verließ er das Zimmer. — „Und was sagt Natalie?" fragte ich be=

schämt und fast reuevoll das zitternde Mädchen. „Fritz!“ sagte sie tief bewegt, „nur des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser! — Ich glaube, mein Vater hat Recht. Wir passen nicht zusammen. Sei glücklich; ich werde es niemals werden. Meinen Ring gib mir zurück, mein Bild kannst Du zum Andenken behalten, Du mußt mir aber auch das Deine lassen. Leb wohl!“ — Ich fühlte, daß sie Recht hatte und ging.

Jetzt erst wurde mir vollkommen klar, daß ich ein doppeltes Spiel gespielt; wie die Sache nun stand, war noch Alles zu gewinnen. Ich wußte, daß ich von Stund an ein Ausgestoßener, Namenloser war, denn ich hatte das gethan, was noch nie ein Freimund vor ich mir gewagt, hatte die Auflösung einer Verlobung herbeigeführt. Stehenden Fußes eilte ich nach Feenthal, um mit Helene über die Zukunft zu sprechen. Ich war jetzt frei, ebenso frei als sie, und mein angeborener Bauernstolz, der es bisher für unmöglich erachtete, der arme Mann einer reichen Frau zu werden, kam in der ersten Aufregung gar nicht in Betracht, denn ich hatte außer ihr auf der weiten Welt Niemand.

In Feenthal wurde ich in ganz unerwarteter Weise empfangen. Die alte Ortrude, welche sonst immer freundlich lächelte, begrüßte mich kalt und förmlich. „Herr Freimund“, sagte sie zitternd, „es thut

mir leid, aber das gnädige Fräulein ist für Sie nicht mehr zu sprechen. — Hier diesen Brief soll ich Ihnen geben."

Dieses vernichtete mich fast; ich war jedoch schon so an den Gedanken gewöhnt, daß es ein Unglückstag sei, daß ich davon Abstand nahm, eine Erklärung zu fordern.

Schweigend steckte ich den Brief zu mir, empfahl mich und ging. Als ich über den Kiesplatz vor dem niedlichen Schlößchen schritt, hörte ich den Flügel des Boudoirs erklingen, ich fühlte aus den Tönen, daß der Schmerz ihr das Herz durchwühlte; sie spielte langsam die bekannte Melodie und tief einschneidend klang es in meiner Seele nach: „Behüt Dich Gott! Es hat nicht sollen sein!" —

Im nächsten Wäldchen sank ich erschöpft auf den Salzstein nieder. Ich weinte nicht; die Erschütterung war zu furchtbar gewesen, der Schmerz war zu gewaltig und ließ keine Thränen aufkommen. Als ich endlich meiner Erregung Herr geworden war, öffnete ich den Brief. Sie schrieb mir in der freundlichsten Weise, daß sowohl um ihres, als um meines Rufes Willen unser fernerer Umgang abgebrochen werden müsse, zumal sie zufällig erfahren habe, daß ich verlobt sei. Sie nehme es mir sehr übel, daß ich ihr niemals davon Mittheilung gemacht habe, könne sich

aber jetzt mein Zurückhalten und in manchen Stunden sonderbares Benehmen vollständig erklären. Sie habe so viel von der Zukunft gehofft, jetzt sei für sie Alles gestorben und sie werde nach ihrer Heimath am Kaukasus zurückkehren. Ihre kleinen Andenken fordere sie nicht zurück, dieselben würden mir wohl in späteren Jahren eine Erinnerung an eine schöne, glückliche Zeit sein.

„Siehst Du nun", schließt er mit dem ihm eigenen Galgenhumor, „da sitze ich jetzt mit den Bildern von zwei Geliebten, an einem Tage zwei Mal hinausgeworfen, von meiner Familie geächtet, in der Gegend blamirt, — darum muß ich gehen. Mein Onkel hat mich auch in dieser letzten, schrecklichen Prüfung nicht verlassen und obgleich er wahrscheinlich in dem Geschlechtsregister seiner Familienbibel meinen Namen mit einem Kranz bezeichnet, hat er mir doch auf der Stelle so viel Geld flüssig gemacht, daß ich mit Anstand nach Amerika gehen kann. Heute Abend fährt mich Hans auf den Bahnhof. Leb wohl, lieber Hellmuth, hüte Dich vor den Weibern. Auf Wiedersehen in einer besseren Welt!"

Einige Wochen später schrieb mir auch der treuherzige Waldheim und zwar nur über Freimund. Dessen plötzliches Verschwinden hatte ungeheures Aufsehen in

allen Gesellschaftskreisen des Gaues gemacht, das sich noch steigerte, als etwa acht Tage später die Baronesse gleichfalls abgereist war, angeblich nach Rußland. Alle Welt sei jedoch der Ansicht, daß sie ihm nachgelaufen sei.

Ein halbes Jahr später schrieb er mir jedoch, man habe sich damals doch geirrt, die geheimnißvolle Fremde sei plötzlich zurückgekehrt, lebe aber sehr einsiedlerisch. Nebenbei theilte er mir mit, daß er sich entschlossen habe, im nächsten Frühjahre gleichfalls nach Amerika auszuwandern, Freimund lebe in New-York und es gehe ihm ziemlich gut.

Unterdessen hatte mir auch Freimund aus Amerika geschrieben. Seine Briefe bilden einen integrirenden Theil unserer Erzählung, deren Schauplatz fortan nach der neuen Welt verlegt ist.

Zweiter Theil. — Amerika.

Die Wolken ziehn, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld.
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel liegt vor mir die Welt. —
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treue denk' ich Dein!
Behüt Dich Gott! Es wär so schön gewesen —
Behüt Dich Gott! Es hat nicht sollen sein!

Victor Scheffel.

Elftes Kapitel.

Freimunds Briefe aus Amerika.

Am Bord, 5. Mai 1861.

...... Man hat das Meer so viel besungen, es so überschwänglich gepriesen, kein Wort ist zu viel gesagt! Es hat mich geheilt, körperlich und geistig, es ist zum Lethestrom geworden, der sich zwischen mich und meine Vergangenheit legt, hinter demselben will ich Alles, auch sie vergessen. Eine neue Welt liegt vor mir und in dieser neuen Welt will ich ein neues Leben beginnen, mit dem Geschehenen habe ich abgeschlossen!

Ich bin wie ausgewechselt. Noch vor wenig Tagen hoffnungslos, verzweifelnd, starrte mir eine trostlose Zukunft entgegen, heute hoffe ich wieder und diese Veränderung hat das „heilige, liebende, rettende Meer“ bewirkt.

Wenn ich ein Dichter wäre, so würde ich der guten „Großmutter der Liebe“ einen begeisterten Hymnus singen, trotzdem ihre böse Enkelin mich so unglücklich gemacht hat. —

15. Mai.

Land! — Dort liegt sie vor uns, die grüne unbekannte Küste; aber ein Kriegsschiff sperrt uns die Einfahrt in die Bai. Das war ein Schrecken am Bord! In Amerika ist nämlich Krieg ausgebrochen, wirklicher Bürgerkrieg.

Da fährt man Wochen lang in einem solchen Segelkasten auf dem Weltmeere herum und wenn man wieder unter Menschen kommt, hat sich unterdessen ein Weltbrand entzündet.

Amusant war es, wie sich die aus allen 36 deutschen Vaterländchen zusammengewürfelten Passagiere diesen amerikanischen Krieg erklärten.

„Wissen Sie,“ sagte ein flotter Berliner Ladenüngling, der während der ganzen Reise das große Wort geführt, „das hat vor drei Monaten haarklein in Tante Vossen jestanden.“

Die Passagiere schaarten sich neugierig um ihn herum, die Weisheit von Tante Vossen zu vernehmen.

„Sehen Sie“, fuhr der Berliner fort, „unsere Philosophen Kant, Fichte und Hegel, mit denen

ich an Kranzlers Ecke jeden Morjen Blonde jetrunken, haben in ihrem Lehrjebäude eenen Satz, der heißt: „Kleine Ursachen, große Wirkungen!"

„Was hat aber Ihre Kante, Ihre Fichte, Ihr Flegel und wie das Holzzeug alle heißen mag, aus denen man in Berlin Blonde trinkt, mit dem amerikanischen Krieg zu schaffen?" fragte ein biederer Hannoveraner.

„Det werden Sie jleich sehen", fuhr unser Politiker eifrig fort. „Weit hinter Amerika, mitten in Afrika, wo die Sahara aufhört und die Zulukaffern anfangen, herrscht der König von Dahomey, der nur von seinen Unterthanen lebt" —

„Das thun die deutschen Fürsten auch!" bemerkte grimmig ein schlesischer Bauer im zottigen Schafspelze.

„Beiben jelassen, det verstehen Sie nich, Männeken!" nahm der Erzähler erregt das Wort wieder. „Haben Sie schon einmal jehört, daß der jute Preußenkönig Menschenfleisch ißt? Noch nich einmal Pferdefleisch, das doch sehr jut schmeckt. Wie oft werden ihm nich die appetitlichsten, weißjewaschenen Jungfrauen vorjeführt; er zeigt sich dann immer sehr jnädig, aber wenn er abjereist ist, findet man det Dutzend immer noch voll. Der Dahomeyer aber verspeist seine leibhaftigen Unterthanen!"

Hier gewahrte ich, wie die ehrsamen deutschen Bauernfrauen zusammenschauerten. Der Berliner aber fuhr fort: „Morjens zum Frühstück verzehrt er eene saftige Negerin mit Jurkensalat und Zwiebelsauce; Mittags läßt er von den übrig jebliebenen Fleischresten Frikadellen machen und Abends frißt er noch eenen alten und eenen jungen Schwarzen roh auf, nachdem er sie vorher einige Stunden unter seinem Sattel mürbe jeritten; in Afrika dauern nemlich die Nächte zwei Tage, deshalb sind auch dort die Menschen so schwarz. — Nun jeht det ejentlich Niemand etwas an, jeder König kann mit seinen Unterthanen machen, wat er will, dafür ist er König —“

„Just so!“ bemerkte der grimmige Schlesier, „in Deutschland lassen es übrigens die guten Fürsten dabei bewenden, ihren Unterthanen nur das Fell über die Ohren zu ziehen.“

„Na, Männeken, dann sind Sie jedenfalls noch jut davonjekommen, denn Sie bringen Ihren Schafspelz glücklich mit nach Amerika“, höhnte der Berliner. „Aber weiter! Wie jesagt: „Kleene Ursachen haben oft jroße Wirkungen.“ — Die Neger werden nemlich in Folge des juten Appetits seiner schwarzen Majestät immer rarer. Da nun die Amerikaner oft Schwarze in Afrika jestohlen haben, weil man aus der Baum=

wolle, die statt der Haare auf den Köpfen der baumstarken Neger wächst, den schönen jeblümten Kattun macht und wenn sie gestorben sind, ihre Haut jerbt, welches Produkt die Schreiner als Ebenholzfourniere bei den feinen Möbels auflejen (weshalb die Schwarzen im Handel auch Ebenholz heißen), so verlangt der Dahomeyer jetzt alle seine Unterthanen zurück, um sie zu verzehren. — Die Amerikaner sind jedoch jute Christen und werden ein solche Grausamkeit nie zujeben, sondern die armen Schwarzen „mit Jott für König und Vaterland" schützen. Wer übrigens jewinnt, kann man noch nich sagen, der Dahomeyer hat eene jute Armee mit preußischen Unteroffiziern und eene superbe Marine."

Unterdessen hatte der Lieutenant des Kriegsschiffes die Papiere unseres Emigrantenschiffes untersucht uud letzteres lief mit Hülfe eines Schleppdampfers in den Hafen der Weltstadt ein.

New-York, 6. Juni.

New-York! — Da stehe ich mitten in dem großen Räthsel der neuen Welt; hülflos, rathlos und kopflos. Das wogt und braust, wie eine beständige Ebbe und Fluth, das schreit, lacht, stöhnt, flucht und klagt, wie in einem riesigen Irrenhause.

Du möchtest wohl gern, ich sollte Dir meine An-

sichten über Amerika schreiben, davor werde ich mich aber hüten; ich will nicht in den Fehler berühmter und unberühmter Deutschen verfallen, welche, kaum daß sie ihren Koffer hier ausgepackt haben, sich hinsetzen und mit der dem Deutschen eigenen Audacität des Urtheils über Land und Leute, Institutionen und Verhältnisse schreiben.

Dieses Land ist, wie ich bereits gemerkt habe, dem Eingeborenen ein Räthsel, wie viel mehr muß es dem Fremden räthselhaft vorkommen und erst recht dem Deutschen, welcher aus engen, drückenden Verhältnissen, die wie eine gutverwaltete Apotheke geregelt und geordnet sind, in dieses wachsende, werdende, gährende Chaos eintritt.

Jeder Deutsche sieht Amerika im Spiegel seiner Illusionen, die er sich drüben gemacht hat, oder in der aschgrauen Farbe der Enttäuschungen, die ihm hier sehr rasch zustießen; ich habe mir keine Illusionen gemacht, bin deshalb auch noch nicht enttäuscht worden.

Freilich habe ich bisher nur New-York gesehen und New-York ist am Ende noch lange nicht Amerika, aber so viel merke ich, daß von all' den Büchern, die ich über das Land gelesen, keines dasselbe treu und wahr geschildert. Raumer hat ein gutes Buch geschrieben, aber die Zeit, in welcher er das Land sah,

ist vorüber, er sah die Republik als Jungfrau von sweet sixteen, wie der Amerikaner das sich zur Mannbarkeit entwickelnde Mädchen nennt, heute ist sie aber schon Weib und Mutter einer zahlreichen Kinderschaar. Nur ein Urtheil über das Land hat sich seit Jahren als richtig bewährt und wird in hundert Jahren noch eben so sehr zutreffen und der es aussprach, war bereits damals halb wahnsinnig, es war der unglückliche Dichter Nicolaus Lenau. Da Du armer Schulamtskandidat wahrscheinlich keinen Lenau bei der Hand hast, so will ich die Verse hier hersetzen:

„Es ist ein Land voll träumerischen Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt
Und das ihn hält in tausend Bildern fest.
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fernen Strande zu zerreißen,
Um dort den zwiefach bittern Tod zu haben —
Die Heimath hätte leichter sie begraben.“

New-York, 21. Juni.

Gegenwärtig sitze ich oft stundenlang am Fenster meines bescheidenen Zimmers in einem großen Hause an der William-Str. und studire. — Nicht wie in Canion, wo wir heimlich die halben Nächte im Homer

lasen, bis uns der böse, lange Mann ins Bett jagte. Was ist Canion gegen die große Hochschule Amerika! Was sind alle Classiker der Welt gegen dieses großartige, materialistische, beständig Neues schaffende Volk!

Da sitze ich schweigend, staunend und beobachtend am Fenster und lerne in einer Stunde mehr über Amerika, als ich in einer Dekade aus sämmtlichen deutschen Zeitungen herauslesen könnte.

Unten an der nächsten Straßenecke stehen und lungern etwa ein halbes Dutzend feingekleideter junger Leute, die man in Wien sofort für Grafen halten und Ew. Gnaden anreden würde. Ich sehe dieselben Leute täglich, an derselben Stelle. Fast keiner von ihnen raucht, aber die meisten kauen Tabak. Ein besonderes Vergnügen suchen sie darin, den Saft kunstgerecht in weiten Bogen von sich zu spritzen. Der Eine lehnt am Laternenpfahl, der andere an dem Pfosten eines Sommerdaches, der Dritte hält die Hausecke u. s. w. und beständig zischt ein gelber oder brauner Strahl bogenförmig durch die Luft, bisweilen kreuzen sich diese Strahlen, das sieht dann aus, wie die Feuerbogen, welche die Kugeln eines Bombardements auf den Neuruppinschen Bildern ziehen. — Fast an jeder Ecke einer Hauptstraße steht eine Gruppe solcher Leute, von denen man in Wahrheit sagen kann, daß sie weder

säen, noch erndten und der liebe Gott, oder sonst Jemand, sie doch ernährt.

Ich habe mich näher über die amerikanischen Eckensteher informirt und will hier einige Bemerkungen über dieselben machen.

Die deutsche Jugend tobt sich auf Gymnasien und Universitäten aus. Student ist deshalb in der deutschen Sprache synonym mit flotter Bursche 2c. Anders ist es hier zu Lande. Das englische Wort student — sagte mir dieser Tage ein seit Jahren hier angesessener Musiklehrer, dessen Unterhaltung ich viel Belehrung über dieses Land verdanke — bezeichnet einen decenten jungen Mann, der aus den Colleges ganze Mappen voll Weisheit nach Hause trägt, welcher sich unter väterlicher Aufsicht auf einen Beruf vorbereitet, ganze Nächte bei der Lampe sitzt, zeitig den Mäßigkeitseid leistet und nach erreichter Volljährigkeit zur Rechtspraxis zugelassen wird, oder eine Office als Arzt eröffnet, oder auch als Compagnon in das Geschäft seines Vaters eintritt. Schon die Aussprache des Wortes „Student" in beiden Sprachen deutet an, daß dessen Bedeutung bei den Germanen eine andere ist, als bei den Engländern und Amerikanern. Der Deutsche legt den Nachdruck auf das end und will damit sagen: Sei ein flotter Bursche, mache tolle

Streiche, wenn nur das Ende gut ist, wenn nur ein tüchtiger Kerl aus dir wird, denn einem solchen vergibt man schließlich Alles; der Angelsachse dagegen legt den Nachdruck aufs Studiren und was ein flotter Bursche ist, davon hat er nicht den Schatten einer Idee, seine Wörterbücher haben keine Bezeichnung dafür. Jugend will jedoch austoben! Hüben wie drüben. Wenn aber in Amerika ein junger Mann in die Sturm- und Drangperiode kommt, so geht er nicht unter die Studenten, sondern unter die Eckensteher. Hierin liegt ein bezeichnender Unterschied zwischen dem deutschen und amerikanischen Leben. Ein deutscher Eckensteher ist ein Mann in den mittleren Jahren, ein heruntergekommener Handwerker, ein verbummelter Arbeiter, ein Lump; derselbe ist für die menschliche Gesellschaft verloren, er gilt als Pestbeule und das Zuchthaus oder Armenhaus ist sein letztes Asyl. Der amerikanische Eckensteher dagegen ist ein feiner junger Mann, sehr oft aus der besten Familie, ein ambulantes Modejournal, trägt Brillantringe, goldene Ketten, hält Weiber und Pferde und wird nicht selten, wenn die Zeit der Jugendstreiche vorüber ist, ein hochgeachteter Mann, ein Gesetzgeber der Republik; sinkt aber auch mitunter auf der schlüpfrigen Bahn des Lasters rasch ins Verderben, wird zum Verbrecher, zum Mörder und endet im

Zuchthause oder am Galgen, wenn ihn nicht vorher sein Schicksal in einem der unzählichen Raufhändel, in die er häufig verwickelt ist, erreicht.

New-York, 4. Juli.

Heute ist der fünfundachtzigste Geburtstag der amerikanischen Republik. Wird sie hundert Jahre alt werden? Dieses ist gegenwärtig sehr zweifelhaft, denn ein mächtiger Theil des Volkes arbeitet zur Zeit mit Pulver und Blei an ihrer Zerstörung. Der Pflanzeraufstand von Süd-Carolina hat sich zu einem gewaltigen Bürgerkriege entwickelt. Nicht gegen den König von Dahomey, wie der geschwätzige Berliner, welcher an Kranzlers Ecke die ganze deutsche Philosophie in Weißbier eingesogen, behauptete, sondern gegen eine mächtige Pflanzer-Aristokratie und deren geheime Alliirten kämpft die Republik. Zehn Staaten haben sich von der Union losgerissen und Einige stehen noch auf dem Sprunge.

Dieser Krieg hat, wie mir versichert wird, der ganzen Stadt ein anderes Gepräge gegeben. In verschiedenen Straßen steckt an jedem dritten Hause die Werberfahne und gar mancher Deutsche, der von drüben fortlief, weil er keine Lust hatte, Soldat zu werden, ist hier durch die bittere Noth dazu gezwungen, sich anwerben zu lassen, um unter dem Commando

unerfahrener Offiziere zum Kanonenfutter zu werden. Arbeit ist fast nirgends zu finden.

Mein Geschmack wäre übrigens das Soldatwerden nicht. Seit Erfindung des Pulvers und der gezogenen Kanonen hat die Kriegführung jede Romantik verloren.

Ja, wenn es noch wäre, wie vor zweitausendfünfhundert Jahren! Damals sprengte man zu Wagen in die Schlacht, Schild und Sperr in den Händen, den geschickten Rosselenker zur Seite. Das kleine Menschenzeug, welches da auf dem Schlachtfelde herumwimmelte, die Gemeinen beachtete man gar nicht, man suchte sich seinen Mann unter den Ebenbürtigen und — paukte dann d'rauf los? — Nein, noch lange nicht. Man hielt erst eine lange, hochtrabende Rede, erzählte dem guten Mann, wer man eigentlich sei, wie der Ur-Ur-Großvater geheißen und auf welche Weise dieser zu der Ur-Ur-Großmutter gekommen, sagte dann dem Feinde, daß man beabsichtige, ihn zu Carbonaden zu zerhacken und — natürlich war man so höflich, zuzuhören, wie auch dieser sein Geschlechtsregister hersagte. Dadurch wurde, was vor dem Tode eines Menschen stets wichtig ist, Zeit gewonnen und wenn dann endlich der Kampf losgehen sollte, machte man es, wie Glaukos und Diomedes und sagte: Laß uns keine Nar-

ren, sondern Freunde sein! oder man beschenkte sich gegenseitig, wie Hektor und Ajas und ging gesund in sein Zelt zurück. Ja damals machte das Kriegspielen noch Spaß! Heute dagegen ist es eine rohe Zerstörung von Menschenleben. Man sieht kaum einen Feind, hat keinen eigenen Willen, ist Maschine, kämpft mit Maschinen gegen Maschinen und ehe man noch Zeit hat, ein Wort zu sagen, geschweige eine lange Rede zu halten, die in dem wüsten Rollen, Donnern, Knattern, Wimmern, Schreien und Winseln gar nicht gehört werden würde, ist man von einer Bombe in Fetzen zerrissen oder von einer verrätherischen Spitzkugel maustodt geschossen. Nein, das paßt mir nicht. Das wollen wir Leuten überlassen, die eben nicht anders wissen, als daß der Soldat dazu da ist, um auf diese Weise fürs Vaterland zu sterben. — Den klugen Berliner habe ich seitdem zwei Mal wieder gesehen; ist der herunter gekommen! Neulich saß ich zur frühen Morgenstunde in einer Restauration und las die Zeitung, da kommt ein schäbiger junger Mensch mit einem halbgefüllten leinenen Säckchen und fragt den Wirth ganz demüthig, ob er die Spucknäpfe reinigen dürfe, es war der Berliner. Er erkannte mich nicht hinter dem riesigen Zeitungsblatte und machte sich frisch an die Arbeit, schleppte die zehn oder zwölf eigenthümlich ge=

formten eisernen Dinger in den Hof und begann an dem Brunnen sein Werk. Nach etwa sechs Minuten war er fertig, bedankte sich bei dem Wirthe und ging. Da ich den unausstehlichen Spree-Athener nie leiden konnte, so gab ich mich weiter nicht zu erkennen. „Soll mich der Kukuk holen", sprach ich erstaunt zu dem Wirthe, „dieses Land bietet täglich neue Räthsel. Kommt da ein Mensch herein, der vor drei Monaten noch träumte, daß ihn das erste Handlungshaus der Stadt sofort als Prokuristen mit fünftausend Dollar Gehalt anstellen werde, verrichtet hier die schmutzigste Hausknechtsarbeit und bedankt sich noch, daß Sie so freundlich sind, ihn dieselbe nur verrichten zu lassen." — „Sehen Sie" — belehrte mich der Wirth — „das hängt so zusammen. Der junge Mensch hat keine Subsistenzmittel; da sucht er denn die zahlreichen, weggeworfenen Priemchen zusammen; diese werden durch einen neuerfundenen Prozeß in frischen Kautabak verarbeitet und kommen so glänzend verpackt zu einem billigen Preise in den Markt. Wenn der arme Teufel zwanzig bis dreißig große Wirthschaften abgesucht, so hat er vielleicht so viel verdient, daß er im Dime Saloon, wo man für zehn Cents zu Mittag speist, sich nothdürftig satt essen kann."

Gestern sah ich den armen Schelm zum letzten

Male; er wurde mit einer Anzahl neu angeworbener Rekruten durch die Straßen getrieben. Die Leute waren erst halb eingekleidet, befanden sich aber in der besten Stimmung. Der Berliner erkannte mich und rief: „Halloh, Landsmann! Jetzt wird der Dahomeyer verhauen, die Preußen kommen!“ Da zog er hin. Dem wurde sein Schicksal in Amerika auch nicht an der Wiege gesungen!

New-York, 20. Juli.

Lieber Hellmuth! Ich sehe es Dir an den Augen an, Du bist unwillig, daß ich Dich in meinen Briefen nur mit so kleinen Zügen aus dem amerikanischen Leben unterhalte. Du wünschest ohne Zweifel, daß ich Dir das große Land in seiner Größe schildere, daß ich vom Krieg, von den Indianern, von ungeheueren Mord-, Raub- und Schwindelgeschichten erzähle. Das kann jeder „Jenkins“ besser als ich, lies nur die Zeitungen. Ich liebe nun einmal die Genremalerei; aus diesen kleinen unscheinlichen Zügen lernt man das Große und Ganze oft besser beurtheilen, als aus den auffallenden Abnormitäten, die an demselben zu Tage treten.

Denke Dir, was mir dieser Tage auf der Post passirte. Da habe ich weit hinten in Jowa einen armen Verwandten, der in Amerika auch noch keine Seide

gesponnen hat. Er schrieb mir vor einigen Wochen und bat um Geld, um nach dem Osten zurückkehren zu können. Sofort schloß ich zwanzig Dollar in einen Brief und schrieb mit deutscher Gründlichkeit auf das Couvert, wie viel darin sei, rekommandirte den Brief und glaubte, nun sei Alles in Ordnung. Der Brief kam aber begreiflicherweise nicht an. Ich nehme meinen Schein, gehe zur Post und mache die Meldung. Man ersuchte mich, in einigen Tagen wieder zu kommen. Sechs Tage später gehe ich wieder hin, der betreffende Beamte empfing mich außerordentlich höflich und machte mir die angenehme Mittheilung, daß mein Brief in Chicago gestohlen worden sei. Ich verlangte nun meine zwanzig Dollar. Der Beamte aber sah mich groß an und sagte: „Schadenersatz leistet die Post hier zu Lande nicht; wenn Sie einen Brief rekommandiren, so hat dieses nur das Gute, daß wir ausfinden können, wo er gestohlen wurde und das haben wir in Ihrem Falle prompt ausgefunden. 't is a great Country!

Schwärmerische Naturen nennen Amerika stereotyp das Land der Freiheit; ich aber habe die Freiheit noch nicht gesehen, wenigstens nicht als die göttliche Erscheinung und nicht in dem reinen, priesterlichen Gewande, wie ich sie mir vorstellte. Wenn sie mir wirk-

lich schon begegnet ist, dann habe ich sie nicht erkannt; vielleicht ist sie jetzt auch krank. Ein witziger Bierwirth bemerkte dieser Tage, sie sei in guter Hoffnung und könne sich deshalb nicht zeigen.

Ueber die politischen Parteien des Landes habe ich noch keinen klaren Begriff; da gibt es Republikaner und Demokraten, welche Letztere wieder in Kriegs- und Friedensdemokraten zerfallen, Temperenzler und „Nichtswisser.“ Welche Partei Recht hat, möchte ich nicht entscheiden; am Ende haben sie Alle Recht und Alle Unrecht. In der Politik geht es wie mit der Religion, es ist die alte Geschichte von Nathans Ringen. Der Unbefangene sieht nur zwei Parteien, die, welche für Erhaltung und die, welche an der Zerstörung der Republik arbeitet.

Der oben erwähnte Bierwirth ist eine interessante Persönlichkeit. Vor dem Kriege stellte er grundsätzlich nur deutsche Grafen, Freiherrn und Barone zu Kellnern an, der geringste seiner Aufwärter mußte wenigstens sechszehn Ahnen haben und merkwürdiger Weise erhielt er stets mehr Anmeldungen als er Plätze hatte. Gegenwärtig sind die Adeligen bei ihm aus der Mode, denn der Krieg ist jetzt Trumpf. Da nun so viele Offiziere wegen Unfähigkeit 2c. ausgemustert werden, so rekrutirt er seine dienstbaren Geister aus diesem

Material. Wer eine Kellnerstelle bei ihm sucht, muß wenigstens Lieutenant gewesen sein. Gestern sagte mir der Mann im Vertrauen, wenn einmal der Krieg vorbei sei, werde er die Grade seines Aufwärter-Corps erhöhen und unter dem Range eines Stabsoffiziers Niemanden mehr beschäftigen. Moral: Arbeit schändet in Amerika nicht und selbst deutsche Barone lassen sich hier zu Lande noch nutzbringend verwenden.

New-York, 14. Aug.

Rath' Einmal was ich jetzt bin? — Nun Du räthst es doch nicht! — Wohlbestallter Zeitungsreporter, oder Journalist, wie ein junger College sagt, obgleich zwischen einem Reporter und einem Journalisten ein eben so großer Unterschied ist, als zwischen einem neugebackenen Dorfschulmeister und einem berühmten Pädagogen.

Das machte sich Folgendermaßen. Zufällig las ich im „Herald" das Programm eines Concertes zum Besten der Verwundeten und da das fatale „Es hat nicht sollen sein", welches mich durch die Welt verfolgt „wie das Lied Malborough den reisenden Britten", eine Nummer des Concerts bildete, so ging ich hin, trotz der unmenschlichen Hitze. Neben mir saß ein sehr gebildeter Deutscher mit einer dicken, behäbigen Dame, der man es von Weitem ansah, „daß sie

lang hängen lassen konnte“, wie bei uns die Bauern sagen, der man aber auch, wenn man sie als Menschenkenner in der Nähe beobachtete, sofort das Zeugniß geben mußte, daß sie eine kluge, umsichtige, scharfblickende, kurzum eine ganze Frau sei. In den Zwischenpausen sprachen wir über die Leistungen und mein Urtheil schien dem Herrn zu imponiren.

Wer beschreibt übrigens meine Enttäuschung, als die specielle Nummer, für welche ich einen guten, deutschen Dollar geopfert, an die Reihe kam und ein Kerl hervortrat, der das schöne Lied nach der Melodie von „Bertram's Abschied“ ableierte; der auf dem Programm angezeigte Sänger war nämlich nicht erschienen und so half man sich auf diese Weise.

Plötzlich sagte die Dame ziemlich aufgeregt zu ihrem Gemahl: „Ich sehe den Doctor gar nicht und es wäre doch eine Schmach, wenn morgen Nichts über das Concert im Blatte stände.“

„Na“, erwiderte der Herr gutgelaunt, „der wird wie gewöhnlich beim Bäumel in der North-Williamstraße Sechsundsechszig spielen und den Rummel verschwitzen!“

Während der zahlreichen Pausen gab noch ein Wort das andere; der Herr fragte über meine Beschäftigung und ich sagte ihm, daß ich bis jetzt noch

Nichts Passendes gefunden habe. Nachdem er dann mit der Dame einige Worte englisch geflüstert, wandte er sich zu mir und sagte: „Sie würden uns einen sehr großen Gefallen thun, wenn Sie eine Recension über das Concert schreiben wollten. Hier ist meine Karte, zeigen Sie dieselbe gefälligst dem managing editor vor und es wird mich freuen, Sie morgen elf Uhr in der Redaction zu sehen; vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein."

Nachdem ich mich beim Schlusse des Concerts von dem Paare verabschiedete, ging ich nach dem bezeichneten Redaktions-Bureau, gab meine Karte ab, setzte mich an einen freien Platz und schrieb. Am folgenden Morgen hatte ich zum ersten Male in meinem Leben das Vergnügen, mich gedruckt zu sehen und zwar gleich ohne Censur und sogar ohne Correctur, denn aus einem Duett hatte der blutdürstige Setzer ein Duell gemacht.

Als ich zur bestimmten Stunde in das Privat-Kabinet meines Bekannten vom vorigen Abend eintrat, empfing mich derselbe außerordentlich freundlich. Um kurz zu sein, eine halbe Stunde später wurde ich den im großen Redactionssaale anwesenden Herren als neuer College vorgestellt.

Der Doctor, welcher „den Rummel beim Sechs-

undsechszig verschwitzt hatte", behielt übrigens seine Stelle und denke Dir, er ist ein alter Bekannter — der große Kunstkritiker von der Wartburg, vor einem Jahre noch Fürstenschüler in Grimma. Derselbe hat sich übrigens sehr zu seinem Vortheile verändert, er ist nicht mehr so anmaßend und im Umgange ein ganz lieber Mensch. Er wurde mir als Doctor Dreist vorgestellt, es dauerte übrigens keine zwei Stunden, so theilte mir ein College im Vertrauen mit, daß Dreist sich selbst „gedoktert" habe, was in Amerika häufig vorkommt. Jedes dumme Vieh, welches Geld genug in der Tasche hat, um ein halbes Dutzend Nassauer traktiren zu können und welches einen Schnurrbart, einen ganzen Rock und ein reines Hemd sein eigen nennt, wird von dem Schenkaufwärter hier zu Lande Capitän, Major, Oberst, oder gar General titulirt, je nach der Länge des Schnurrbarts und nach der Größe seiner Liberalität; ist die Bestie in der Bildung so weit vorgeschritten, daß sie ohne anzustoßen, Geschriebenes und Gedrucktes lesen kann, so ist sie Doktor L D, M D, D D, und wie die De's alle heißen. Wem kein Anderer die Ehre anthut, ihn Doctor zu nennen, der nennt sich einfach selbst so, dafür ist es ein freies Land. Die Doktoren der Theologie, welche doch in dem gelehrten Deutschland so selten sind, lau-

fen hier in ganzen Rudeln herum und mit den Philosophen und Philologen, die hier als Doktor floriren oder auch nur vegetiren, könnte man eine ganze Gelehrtenrepublik bevölkern, ob aber dieselbe ein Gewinn für die Wissenschaft wäre, ist freilich mehr als zweifelhaft.

So bin ich jetzt Reporter, oder besser gesagt „Mädchen für Alles“. Nachmittags übersetze ich aus den englischen Abendzeitungen den Stadtklatsch, Abends fahre ich nach den mir zugewiesenen Polizeistationen, um die Ereignisse des Tages zu sammeln, dann schreibe ich, übersetze, lese Correcturen, so vergeht der Tag, oder besser die Nacht. Es ist ein schöner, aber mühevoller Beruf, er verzehrt Geistes- und Körperkräfte und hält den Menschen beständig in gelinder Aufregung.

New-York, 26. Sept.

Du verlangst, daß ich Dir Etwas über amerikanische Literatur mittheilen soll; für Schöngeisterei habe ich jedoch in meinem neuen Berufe, so sonderbar es auch klingen mag, gar keine Zeit. Ich kann hier nur kurz und oberflächlich sein. Der amerikanische Dichterwald ist noch ein wilder, pfadloser Urwald, aber reich an allen möglichen Vögeln mit bekannten und unbekannten Federn, die einen Lärm vollführen, welcher an die schönste Blüthe des deutschen Bardenge-

brülls, oder an jene glückliche Zeit erinnert, in der Weiße lehrte, daß jeder gebildete Mensch selbstverständlich ein Dichter sei.

Unter diesem Schwarme zahmen und wilden Federviehs befinden sich auch einige Sänger, Nachtigallen mit herrlichem Schlag, Spottdrosseln, die sich überall mit Ehren hören lassen können, aber die eintönigen Whipporwill's und die langweiligen Schneegänse bilden noch immer die Majorität.

Man hat vielfach die Behauptung aufgestellt, daß Nordamerika niemals eine eigene Literatur erhalten werde, sondern daß sein Geistesleben immer von den beiden großen Culturvölkern, deren Sprachen in den Vereinigten Staaten vorherrschen, beeinflußt werden würde. Diese Ansicht hatte einmal ihre Berechtigung und mit Bezug auf die deutsch-amerikanische Literatur — wenn von einer solchen überhaupt schon die Rede sein kann — wird es sich noch lange so verhalten, dagegen hat sich die anglo-amerikanische Literatur bereits emanzipirt und droht ihrer britischen Mutter über den Kopf zu wachsen. Die bekannten Koryphäen des amerikanischen Dichterwaldes, Longfellow, Bryant, Halleck, Stoddard, Street, Willis, Whittier rc. stehen allerdings noch unter europäischem Einflusse. Anders verhält es sich aber mit Edgar Allan Poe, einem Zeit-

genossen der Genannten, sowie mit einigen neuen, soeben auftauchenden Sternen. Während Jener neue Bahnen suchte und theilweise betrat, während er fremde, bisher nie gehörte Weisen anstimmte, gehen diese in der Emancipation von England noch einen Schritt weiter und stellen sich, was Form und Behandlungsweise ihrer Stoffe anlangt, ganz auf eigenen, wenn man so sagen darf, amerikanischen Boden. Poe ist todt und halb vergessen und die talentvollsten Dichter von Jung-Amerika haben kaum einen Namen, aber Das, was sie bereits geleistet haben, zeigt, daß eine neue Periode in der amerikanischen Literatur angebrochen ist, daß Amerika jetzt auch in geistiger Hinsicht, hundert Jahre nach seiner politischen Unabhängigkeit, dem Mutterlande eine Unabhängigkeitserklärung macht. Dieses herrliche Land erzeugt körperlich und geistig kräftige und gesunde Menschen — der Mensch ist nämlich meiner Ansicht nach mehr ein Produkt des Bodens, welcher ihn nährt, als der Raçe, welche ihn zeugte — und noch ehe das Jahrhundert zur Neige geht, wird man die größten englischen Dichter auf amerikanischem Boden zu suchen haben. Man spricht viel von der „unbeschreiblich schmerzenden Lebensmüdigkeit", und dem „namenlosen Weh", welche sich in der amerikanischen Poesie geltend machen. Dieser Zug

geht übrigens jetzt durch alle Völker; wenn er sich bei den Amerikanern stärker ausprägt, so ist dieses nur ein Beweis für meine obige Behauptung. — — —

New-York, 1. Nov.

Bereits bin ich zum Redacteur der Tagesneuigkeiten avancirt und stehe jetzt mit einem Fuße in der Journalistik. Das ist eine äußerst interessante Beschäftigung. So die Nacht hindurch zu sitzen, wenn auch nicht an der Quelle, doch an einem der unzählichen Vereinigungspunkte der Berichte wichtiger Ereignisse und diese für den Leser zu einem täglich neuen Kranze zu winden, ist eine schöne, herrliche Aufgabe. Das geht Schlag auf Schlag! Schlachtberichte, hohe und niedere Politik, besondere Unglücks- und Glücksfälle, Stadt- und Waldbrände, schreckliche Naturereignisse und schauderhafte Morde, Schiffbrüche ꝛc., Alles wechselt in bunter Reihenfolge ab. Das Thun und Treiben aller Völker in der weiten Welt zieht hier rasch an uns vorüber und wenn man des Morgens heim geht, weiß man schon Alles, was fünf Stunden später die Philister und Kannegießer als funkelnagelneu begrüßen.

Aber in einer amerikanischen Zeitung heißt es arbeiten. Wer seine Hand an den Pflug legt, darf nicht rückwärts, ja nicht einmal zur Seite schauen. Da hat

man keine Zeit zum Suitisiren oder Herumflaniren. Beständig mahnt und treibt die Pflicht; daneben muß man studiren und die Lücken ausfüllen, welche eine mangelhafte Schulbildung gelassen hat, denn ein tüchtiger Zeitungsschreiber muß hier zu Lande in allen Sätteln gerecht sein.

Wie gut haben's die Leute in Deutschland. Dort schreibt Jemand gewöhnlich nur über ein specielles Fach; er kennt dieses allerdings sehr gründlich, schreibt stupendiös gelehrt, mitunter auch etwas langweilig und erwirbt sich so einen Fachruhm. Hier zu Lande wird Nichts besonders gründlich behandelt, aber Alles wird behandelt, man kann sich nur in seltenen Fällen einen Fachruhm erwerben, aber man kann auch in dieser bescheidenen Sphäre seinen Mitmenschen nützen. Der Journalist ist d'rüben, bis auf die Routinemenschen, ein Sonntagsreiter, hier ist er Arbeiter, in der vollen, wenn nicht furchtbarsten Bedeutung des Wortes.

Da sah ich am Montag Abend ein Stück im Stadttheater, in welchem ein deutscher Journalist Hauptperson ist. Der glückliche Mensch! Er flanirt auf den Straßen umher, verliebt sich in eine Erbin, besucht diese Morgens, Mittags und Abends, imponirt dem alten Commerzienrath durch seine Intimität mit diesem und jenem Minister, droht der widerstre-

benden Mama mit Enthüllung einer Skandalgeschichte, (was man hier zu Lande „black mail“ nennt und was jeder anständige Journalist verabscheut), kriegt endlich das Mädel und ist ein gemachter Mann. Ein amerikanischer Journalist würde freilich in dem Windbeutel keinen Collegen erkennen und die Zuschauer des Stückes würden ihn auch wohl eher für einen jener glücklichen Maulaffen halten, von denen zwölf ein knappes Dutzend bilden, wenn er nicht so schlau wäre, jede seiner Perorationen mit den imponirenden Worten zu beginnen: „Wir Journalisten —“.

D'rüben sind es gewöhnlich die Männer von verfehltem Berufe, aus denen sich die Journalistik rekrutirt, hier muß man unbedingt Beruf dazu haben, um in diesem Stande Carrière machen zu können.

Es gibt zwar auch hier Leute genug, welche Gott in seinem Zorne zu Zeitungsschreibern gemacht hat und ich habe schon Einige derselben kennen lernen, aber sie halten sich hier nicht lange. Ich habe übrigens in diesem Berufe auch schon Männer gefunden, deren eiserner Fleiß, deren unwandelbare Berufstreue, reiches und vielseitiges Wissen und penible Genauigkeit mir heiligen Respekt einflößte. Von solchen Männern hängt meistens der Erfolg eines verbreiteten Blattes ab. „Eines schickt sich übrigens nicht für Alle!“

hat schon Göthe gesagt. Was ich in der Journalistik werden möchte, ist, einer jener Vorkämpfer der öffentlichen Meinung, die es vermögen, ein Publikum, ein ganzes Volk mit sich fortzureißen, deren ganze Seele in ihrem geschriebenen Worte liegt, die jeden Tag mit dem alten Gladiatorengruße „Morituri te salutant!“ vor ihren Cäsar, das Publikum treten, die für Licht, Wahrheit und Recht gegen die Bestien der Gemeinheit kämpfen, bis man sie eines Tages todt aus der Arena trägt.

Die Journalistik hat ihren Weltgang angetreten und ich hoffe es noch zu erleben, daß sie ihn vollendet. Ein Cäsar war ihr Schöpfer und Begründer und das Werk kann seinen ersten Meister nur ehren, wenn es sich, wie er, die Welt erobert!

Du darfst übrigens nicht glauben, daß ich von der deutschen, resp. europäischen Journalistik geringschätzend denke; ich bewundere die Gediegenheit und Vielseitigkeit der größeren Journale, diesen Reichthum an Bildung und nicht selten Gelehrsamkeit und Geist, welchen sie täglich entfalten, aber es sind doch nur Zeitblätter; sie geben ein Bild der Zeit, haben es aber noch nicht so weit gebracht, die Zeitereignisse bis auf den Tag ihres Erscheinens zu verfolgen. Sie gleichen dem facettirt geschliffenen Spiegelglase, das die ver=

schiedenartigsten Objekte in der verschiedensten Weise zurückwirft und dessen zahlreiche Kanten in prismatischem Lichte funkeln. Die amerikanische Zeitung dagegen hält den Tagesereignissen den schlichten Spiegel vor, man sieht dieselben wie sie sind, schön und häßlich, bekleidet und nackt in naturgemäßer Treue. Der deutsche Journalist, im Falle er nämlich wirklich Journalist und kein müßiger Schwadroneur, ist Portraitmaler, Artist, der amerikanische Zeitungsschreiber dagegen ist in den meisten Fällen nur Photograph; aber bei der großen Masse hat die Photographie die Malerei längst verdrängt; die tüchtige, tägliche Zeitung aber soll für die Massen vorhanden sein.

Die amerikanische Zeitung und das europäische Journal sind in vielen Beziehungen von einander verschieden und sich nur in wenig Stücken gleich. Die europäische Journalistik hat bereits ein ehrwürdiges Alter erreicht, sie verfolgt ihre Entstehungsgeschichte zurück bis in die glänzenden Zeiten der venetianischen Republik, ja bis zu den Tagen der römischen Weltherrschaft; die amerikanische ist kaum ein Vierteljahrhundert alt und ihre Schöpfer leben noch; denn wer vor Bennett und Greeley hier Zeitungen herausgab, arbeitete nach europäischer Schablone, in welcher höchstens amerikanische Flegelei an den Mann gebracht wurde.

Erst James Gordon Bennett gab der Zeitung Ton und Gestalt, erst er sprach das Schöpferwort: „Es werde ein Blatt, welches heute ein Spiegel der gestrigen Weltereignisse sei“ — und es ward. Zeit und Raum schreckten diesen Titanen nicht ab, sein Ideal zu verwirklichen. Er war der Erste, welcher den neu-erfundenen Telegraphen in seinen Dienst nahm, er war der Erste, welcher eines Tages die Verhandlungen des Congresses vom vorhergehenden Tage telegraphisch mittheilte, er war der Erste, welcher sich sogar die Correspondenzen telegraphiren ließ; sein „Herald“ war die erste Zeitung, welche eigene Telegraphenlinien errichtete, Dampf-Jachten auf den Ocean schickte, um den europäischen Postdampfern entgegen zu fahren. „Bennett ging — wie Greeley so treffend sagt — den Neuigkeiten halbwegs entgegen.“ Zahlt er doch mitunter Hunderte, ja Tausende für eine wichtige Nachricht. Darüber könnte ich Dir interessante, fast unglaubliche Geschichten erzählen. Aber dafür habt Ihr in Deutschland ja gar kein Verständniß.

In dem deutschen Journal ist der Leitartikel meistens die Hauptsache, wenn nicht gar das parfümirte Waschwasser der Theater-Recension oder der Roman im Feuilleton die Hauptattraktion bilden. Die ächte amerikanische Zeitung hat keinen Platz für

Romane, für nichtssagende oder auch geistreiche Plaudereien müßiger Schöngeister; das Theater wird besprochen wie jedes andere Ereigniß. Die Leitartikel behandeln fast nur laufende Tagesfragen, denn sie bilden meistens den Commentar der neuesten, wichtigsten Nachrichten. Wer die Artikel wegen ihrer politischen Tendenz nicht lesen will, erhält in einem guten Blatte immer noch den Werth seines Geldes, denn er erfährt durch die telegraphischen Depeschen, Correspondenzen ꝛc. Alles, was sich am vorhergehenden Tage in dem Theile der Welt, welchen das verbundene Telegraphennetz umspannt, Wichtiges in Politik und Leben zugetragen hat.

Die „Wache“ verstehen diese Amerikaner, wie keine andere Nation. Das Wichtigste, Interessanteste bildet immer den Anfang des Blattes und wer nicht viel Zeit zu verlieren hat, braucht nur die Titel der Nachrichten zu überfliegen und er ist über die Tagesgeschichte orientirt; dagegen sind gewöhnlich in europäischen Journalen die wichtigsten Sachen so versteckt hinter Kreuzen, Sternen, Waagen, Querbalken, Initialen und anderer zunftmäßigen Schnurrpfeiferei, daß man sie kaum mit der Lupe findet. Das europäische Journal wird eben nur für einen Theil des Publikums geschrieben und zwar für den, welcher Zeit und

Geld hat und somit Muße findet, Alles von A bis Z zu lesen und zu genießen; die amerikanische Zeitung gehört dem ganzen Publikum und zwar einem Publikum, welches keine Zeit zu verlieren hat, einem Publikum, dessen erste Geschäfts- und Lebens-Maxime heißt: Time is money. Die europäische Presse ist ein Classen-Institut, die amerikanische ein Volks-, ein National-Institut.

Dabei darfst Du auch nicht glauben, daß es hier nur Zeitungsmacher gibt; wir haben neben diesen bedeutende, große Journalisten, welche es vermögen, durch die Macht des geschriebenen Wortes die Massen zu führen, welche, wie ein Gonfaloniere auf der Hochwacht der Zeit stehen und deren Feder einem jener gefeiten Schwerter des germanischen Alterthums, einem Mimung oder Balmung gleicht. Einer dieser Männer ist Horace Greeley!

New-York, 6. Dec.

Die Zeitungsschreiberei gefällt mir mit jedem Tage besser. Werde ich es jemals so weit bringen, das Höchste darin zu leisten? Ich zweifle stark daran. Meine Bildung ist zu mangelhaft und dann fehlt mir jener heilige Ernst, welcher dem Worte die zwingende Gewalt verleiht! Ein Peter von Amiens, der durch seine Reden eine Welt gegen die Türken in den Krieg

rufen konnte, wird nur alle Jahrtausend einmal geboren, die Peter Schlemihle sind häufiger, ich bin auch einer. Mir fehlt leider nicht nur der Schatten, sondern auch das Licht; ich wollte mich noch trösten, wenn ich die Meilenstiefeln hätte.

Und wenn diese Attribute eines ächten, wahren Schlemihls mein wären, weißt Du was ich thäte? Ich schritt jetzt sofort über den amerikanischen Continent und die ohne Zweifel zur Zeit zugefrorene Meerenge nach Asien durch Sibirien, Rußland, Preußen und etwelche sächsische Herzogthümer nach Feenthal und suchte sie, die ich niemals vergessen kann; ich suchte sie und sollte ich auch bis nach Tiflis zurücklaufen müssen, ich suchte, bis ich sie gefunden und schickte sie mit Extrapost nach New-York. Sodann schritte ich noch einmal nach dem nordwestlichen Abhang des Thüringerwaldes in ein Bauerndorf. Dort träte ich in einen Hof ein, auf welchem eine noch nicht sehr alte, aber kummergebeugte Frau schaltet und diese Frau würde bei meinem Anblick heftig erschrecken, sie würde meinen, die Todten seien erstanden und ein Mann komme, der seit nahezu zwanzig Jahren friedlich auf dem Todtenhofe schlummert.

Ich muß nämlich hier bemerken, daß ich in der frischen, freien amerikanischen Luft, unter ziemlich gün-

stigen Verhältnissen, vollkommen ausgewachsen bin. Der leichte Flaum, welcher mir in Canion um das Kinn sproßte, ist zum stattlichen, blonden Vollbart geworden und denke Dir, was mir dieser Tage passirte! Ich gehe durch eine Straße, plötzlich ruft ein steinaltes Weib von ihrer Bude: „Fritz!“ Verwundert schaue ich mich um, fast indignirt, daß eine solche Person mich bei meinem Vornamen nannte, dennoch trat ich zu ihr heran und sagte: „Ich heiße allerdings Fritz, glaube aber nicht —“

„Ach, Du gütiger Himmel“, sagte die Alte bewegt, „sind Sie denn nicht der Fritz Freimund von Vordemwald?“ — „Der bin ich freilich“, erwiderte ich betroffen und meine Verwunderung steigerte sich zum Erstaunen. „Wußte ich's doch“, fuhr die Alte fort, „und noch gerade so jung und frisch, wie vor zwanzig Jahren, als Sie auf dem Goldfuchs durch das Dorf ritten und so gern an der Schule vorbei, wie alt und gebrechlich bin ich seitdem geworden. Ja, die liebe Noth.“

„Aber, gute Frau, ich bin ja kaum zweiundzwanzig Jahre alt; Sie meinen wohl meinen Vater, der ritt gewöhnlich einen Goldfuchs; meine Goldfüchse sind alle d'rauf gegangen, ehe ich noch reiten lernte.“

„Nein aber!“ sagte sie erstaunt, „wie doch ein Mensch dem andern so ähnlich sehen kann.“

Die kummervolle Frau in dem thüringischen Bauernhause würde im ersten Schrecken eine ähnliche Verwechselung machen. Ich schlösse sie jedoch in die Arme und sagte: „Mutter, verzeihe mir! Ich bin Dein Fritz aus-Amerika! Die Luft jenes glücklichen Landes hat mich gereift und das Schicksal hat mich dort zum Manne geschmiedet.“

Sie aber sagte dann wohl gerührt und unter Thränen: „Ich wußte es, wenn auch Alle an Dir verzweifelten, das Mutterherz hat Dich nie verloren gegeben!“

Dann würde ich auch noch ein paar Schritte weiter gehen und zu Dir kommen, mein lieber Hellmuth, in die schöne Wetterau. Ich weiß ja schon, wo ich Dich suchen müßte, jedenfalls sitzest Du, wie der Rodensteiner „im Waldhorn ob der Bruck.“ Ich sagte dann zu Dir „Komm, pfeif auf die saueren Weine“, nähme Dich schmächtiges Jüngelchen auf den Arm und auf demselben Wege, den ich gekommen bin, trüge ich Dich herüber in dieses herrliche Land, wo viel besserer Wein wächst, als bei Vilbel und Ortenbach.

Aber ich habe bei all' meiner Schlemihlerei keine Meilenstiefeln und sitze jetzt, Morgens ein halb drei Uhr

in dem Redactions-Bureau einer deutschen Zeitung New-Yorks und sinne darauf, wie ich ein tüchtiger Journalist werden und meine thüringische Wunderblume wiederfinden kann.

Bald nach meiner Ankunft und nachdem ich die Sache kaltblütig überlegt, habe ich nämlich an Fräulein von Lilienstern geschrieben und alle Mißverständnisse aufgeklärt. Ich habe ihr vorgestellt, daß ich jetzt eben so verwais't bin, als sie; da getrennt doch keins von uns Beiden Ruhe haben wird, so soll sie herüberkommen; noch können wir glücklich werden. Trotzdem mein Brief schon nahezu vor sechs Monaten abgegangen ist, habe ich keine Antwort. Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du an Waldheim schreiben und Dich erkundigen wolltest, ob sie noch in Feenthal wohnt.

New-York, 1. Mai.

Es lebe der Wechsel! Ich habe den Kampf, in einem Berufe eine Existenz zu erringen, wo sich mir so unendlich viel Schwierigkeiten in den Weg stellten, aufgegeben, obgleich ich diesen Beruf innig liebte.

Als ich vorgestern Morgen gegen Tagesanbruch die Office verließ, um einige Stunden zu schlafen, sah ich unter den Männern, die jeden Morgen geduldig auf die Zeitung warten, um zuerst zu sehen, wo Arbeiter verlangt werden, einen Schulfreund, unsern

Wilhelm Waldheim. Es war ein trauriges Wiedersehen! Hunger und Kummer hatten den blühenden Jungen fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Ich holte ihm eine Zeitung aus der Druckerei, fand aber Nichts für ihn und versprach, gegen zwei Uhr ihn aufzusuchen, um Rath für ihn zu schaffen.

Als ich Nachmittags auf dem Wege nach der Bowery am „Astorhouse" vorüber ging, hörte ich in einem der Parlors Piano spielen, dann setzte eine Altstimme ein und was sang sie? „Es hat nicht sollen sein!" O dieses unselige Lied und jene himmlische Stimme! War das nicht ihre Stimme? Schon stand ich auf der Treppe, um hinaufzustürmen, doch noch rechtzeitig gewann die klare Vernunft die Oberhand. „Sei nicht kindisch und mache Dich nicht lächerlich", sagte sie zu mir und ich schritt weiter. Mein Kopf brannte wirr, im Herzen fühlte ich eine unendliche Oede, mir war das Leben verleidet.

Ich traf Waldheim rathlos, verzweifelnd. „Ach was!" sagte ich, „so ein kräftiger Bursche, geh' und werde Soldat!" Der gute Mensch fiel fast in Ohnmacht. „Daß ich ein Narr wäre", sagte er, „drüben habe ich einen Stellvertreter gekauft, um im Frieden für mich den Kuhfuß zu schultern und hier ziehe ich

in den Krieg! Nein, die Polonaise mußt Du mir erst vorspielen!"

„Gut, ich werde sie spielen", sagte ich kurz, „ich lasse mich mit Dir anwerben." Wir tranken uns Muth, gingen in das erste, beste Werbebureau und sind jetzt Onkel Siam's Cavalleristen.

Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht —"

sang in dem Werbe-Büreau ein sentimentaler Jüngling, der wahrscheinlich als Lockvogel diente. — „Ich aber möchte am Liebsten sterben, dann wär's auf einmal still!" — —

Leb' wohl, lieber Hellmuth, in wenig Wochen gehts in den Krieg!

Zwölftes Kapitel.

Im Frühjahr 1864 kam der Erzähler dieser Geschichte in den Vereinigten Staaten an. Ich begab mich sofort nach Washington, weil mein beschränkter deutscher Unterthanenverstand immer die „Residenz“ für den Mittelpunkt eines Landes hielt und ich glaubte, dort den ersten Anhaltspunkt suchen zu müssen, um in Amerika mein Glück zu machen. Das erste lebendige Wesen, welches mir in dem großen amerikanischen Dorfe am Potomar begegnete, war ein — Schwein, und that tells the wholl story.

Der geneigte Leser wird es mir gern erlassen, zu schildern, wie eine Hoffnung nach der anderen in die Brüche ging und mir schließlich Nichts geblieben war, als mein guter Humor. In dieser Lage fand mich ein biederer Schwabe, welcher damals eine große

Brauerei besaß; als er in Erfahrung gebracht, daß ich der Schreibkunst mächtig sei, was hier zu Lande oft bei sehr anständigen und reichen Leuten nicht der Fall ist, so engagirte er mich zu seinem Buchhalter. In letzterer Eigenschaft mußte ich die Woche hindurch alle möglichen Wirthschaften besuchen, um die Außenstände meines Principals einzukassiren, dabei lernte ich die verschiedensten Persönlichkeiten kennen.

In einem dieser Lokale, welches besonders von Raufbolden, professionellen Spielern, Taschendieben und problematischen Naturen aller Art frequentirt wurde, betrat ich an einem Herbstmorgen den Garten und sah, wie sich soeben zwei sehr zweifelhafte Gesellen an einen reconvalescenten Offizier heran machten, der dort an einem Tische nach einer heiter durchschwärmten Nacht den Schlaf des Gerechten schlief.

Sofort begriff ich, um was es sich handelte, schritt deshalb straks auf den Tisch zu und rief: „Capt'n you are wanted!"

Einer der Kerle sprang wüthend auf mich zu und stand eben im Begriffe, mich niederzuschlagen, als eine Gestalt neben mir auftauchte, deren Anblick den Raufbold und Taschendieb förmlich festbannte.

„Stop Sir, and be gone!" sagte eine Stimme mit großer Ruhe. Ich wandte mich um, der Retter

in der Noth schritt aber bereits wieder dem Schenkzimmer zu und die beiden Langfinger folgten ihm mürrisch, ohne mich oder den Offizier weiter zu belästigen. Nachdem ich Letzteren geweckt, erzählte ich ihm kurz den Vorfall. Er war Rittmeister, respective Capitän eines New-Yorker Cavallerie-Regiments und stellte sich mir als Alexander von Kallenbach aus Königsberg vor.

„Sie haben mir viel gerettet", sagte der Offizier betroffen, „gestern habe ich meine Gage für acht Monate gezogen und außerdem trage ich auch noch einige hundert Dollars bei mir, welche mir von verschiedenen meiner Jungens zur Besorgung anvertraut wurden."

Wir traten aus dem Garten direkt auf die Straße und ich ging dann meinem Geschäfte nach, versprach aber dem Capitän, ihn am folgenden Tage zu besuchen und in „Gerhards Hotel" eine Flasche mit ihm auszustechen.

Wohl hatte ich den Herrn erkannt, welcher mir im Garten wie ein deus ex machina die gesunden Glieder und vielleicht gar das Leben rettete; um aber nicht wieder mit den beiden widerwärtigen Burschen zusammenzutreffen, zog ich es vor, ihm gelegentlich zu danken.

Mein Retter hieß James Clinton, war ein junger,

reicher Amerikaner, der in Deutschland verschiedene Hochschulen besucht hatte und sehr hübsch Deutsch sprach. Um dieses Deutsch zu cultiviren, suchte er gerne deutsche Unterhaltung und auf diese Weise wurden wir bekannt. Seinem ganzen Wesen und Auftreten nach gehörte er zur jeunesse doree des Landes.

Wir trafen uns, wie das mein damaliger Beruf mit sich brachte, bald hier, bald dort und wurden auf diese Weise Gelegenheitsfreunde.

Vom ersten Augenblicke an faßte ich eine gewisse Zuneigung zu dem Amerikaner; erinnerten doch seine Gestalt, sein Haar und sogar seine Gesichtszüge an unseren Tannhäuser, dem ich schon geraume Zeit vergeblich nachforschte. Die Aehnlichkeit war freilich nur eine äußerliche und oberflächliche, was ich mit jedem Tage mehr gewahr wurde. Der Amerikaner war von Gesicht frischer und auch etwas größer als Freimund. Dieser war gewöhnlich nur ernst und einsilbig, bis er warm wurde, schlug aber dann nicht selten ins Gegentheil um, Clinton dagegen bewahrte stets einen bewunderungswürdigen Gleichmuth und eine fast stoische Ruhe. Freimund war Enthusiast und wenn gerade der Raptus über ihn kam, wurde er überschwänglich und ein eigenthümliches Leuchten verklärte sein Gesicht, Clinton war Skeptiker, er wurde höchstens lauwarm,

weiter ließ er sich nie hinreißen; Freimund war genial-nachlässig, mitunter bäurisch-grob, Clinton zeigte sich stets als Mann von Welt und Tournure, in Kleidung und Haltung immer elegant und fein. Es war eine Lust, den hübschen, jugendfrischen Menschen, mit dem mädchenhaft glatten Gesicht und den klaren, blauen Augen zu sehen. Die Kleider paßten ihm stets wie angegossen; es war nicht die Tracht der fancy men, welche er liebte, sondern die der perfet gentlemen; anders als schwarz gekleidet habe ich ihn nie gesehen. Auffallen mußte es, daß dieser Elegant, dem augenscheinlich eine sehr reiche und gewählte Garderobe zur Verfügung stand, stets in schwarzer Sammtweste erschien, auf welcher sich allerdings eine schwere goldene Halskette ganz herrlich abhob. Dieses mußte auch den anderen jungen Leuten, mit denen er gewöhnlich umging, bemerkenswerth vorgekommen sein, denn sie nannten ihn eine Zeitlang nur den „Jim Velvet."

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn einmal über die Bedeutung dieser Sammtweste zu fragen. „Diese Weste", sagte er zögernd, als befürchte er ausgelacht zu werden, „trage ich einer deutschen Dame zu Liebe, in deren Gesellschaft ich im April 1862 das Vergnügen hatte, den Ocean zu kreuzen, sie sagte, dieselbe stehe mir am besten und ich glaube, daß sie Geschmack hat."

„Also eine Liebschaft?“ fragte ich lachend weiter. „Das weniger“, sprach er ruhig, „ich habe sie seit der Landung nicht wieder gesehen. Ihrethalben hielt ich mich noch einige Tage nach unserer Ankunft im „Astor House“ auf, bis mich plötzlich eine Depesche an das Sterbebett meiner Mutter rief. Als ich einige Wochen später wieder nach New-York kam, war sie abgereist, angeblich nach Washington; deshalb treibe ich mich hier herum. Es ist mir aber bis jetzt nicht gelungen, sie zu erspähen.“

Am folgenden Nachmittage machte ich dem Capitän einen Besuch. — Nachdem wir in der Freude über die geretteten 1900 Dollars Gerhard's ganze Weinkarte, vom bescheidenen, duftigen Moselblümchen bis zum feurig schäumenden Mumm durchgekostet, zündeten wir uns eine Cigarre an und nahmen vor dem Hotel Platz, wo uns Kallenbachs Neger die Sessel stellte und alles zum Comfort und süßen Nichtsthun Nothwendige herbeischleppen mußte. Ich fühlte mich sehr wohl an jenem Nachmittage, weniger in dem Bewußtsein, einem braven Manne und mehreren armen Familien ihr Geld gerettet zu haben, als in dem Gefühle, in dieser ungeheuren Menschenwildniß wenigstens wieder einmal mit einem Menschen von Kopf und Herz zusammen getroffen zu sein. Wie die meisten preußischen Adeligen,

denen ich auf meinen Irrfahrten begegnete, war Herr von Kallenbach hochgebildet und ein vortrefflicher Gesellschafter. Hier möchte ich deshalb Gelegenheit nehmen, Einiges zu mildern, was ich in den ersten Kapiteln über Adelige gesagt habe. Den Adel an und für sich hasse ich, er ist ein Anachronismus, die gebildeten, umgänglichen Adeligen dagegen sind mir immer lieber gewesen, als bürgerliche Stockfische. Gerade war unsere Unterhaltung nothdürftig im Gang, als ein Unteroffizier von Kallenbach's Compagnie (hier zu Lande gelten die Bezeichnungen der Infanterie auch für die Cavallerie) heranritt. Kaum hatte mich dieser erblickt, so sprang er aus dem Sattel und stürzte auf mich zu.

„Hellmuth! Du auch hier! Das ist ja vortrefflich! Schließlich kommt noch die ganze Bande, welche den frommen Zionswächtern in Canion so oft eine Nase drehte. Wir waren doch nette Jungens! Deshalb sind wir auch jetzt in Amerika!"

Es war Waldheim, der mich umarmt hielt. Meine erste Frage galt Freimund.

„Gefallen!" sagte er tonlos und wandte sich ab. Mir aber war es, als ob eine Welt vor meinen Augen untergehe und meine Augen feuchteten sich. Die Freude des Wiedersehens hatte einen betäubenden Schlag erhalten.

Der Capitän und Waldheim respektirten diese Stimmung und schwiegen geraume Zeit. Endlich sagte der Letztere: „Du könntest Freimunds Sachen an Dich nehmen, denn ich kann nicht sagen, was mir noch blühen wird; vielleicht reiten wir schon heute Abend weiter. Freimund wünscht, daß ich das Bild dem Fräulein von Lilienstern schicke, sein Herzblut klebt daran, es ist schrecklich zugerichtet; 's wird übrigens schwer halten, die Dame in der Welt zu finden, in Feenthal ist sie nicht mehr. Doch ich will rasch in mein Quartier reiten, verzeih' so lange." Er sprengte die Avenue hinunter.

„Sie haben einen lieben Freund und wir einen braven Kameraden verloren", sagte der Capitän, als er merkte, daß meine Gedanken bei dem Todten waren. „Er war ein ächter Soldat, wie ich noch wenige gefunden. Ein verzehrendes Feuer brannte in diesem lichten, unruhigen Kopf, er zeigte eine Todesverachtung, wie sie nur der Lebensüberdruß eingeben kann; er kämpfte für Nichts, als für einen ehrenvollen Reitertod und den hat er schließlich gefunden. Der junge Mann muß viel Unglück gehabt haben; dieses merkte ich schon damals, als er in mein Werbebureau trat. Er fragte nicht, wie die Anderen: „Wie viel Handgeld zahlen Sie?" oder: „Kann man es in Ihrer Compagnie

zu Etwas bringen?“ sondern schrieb entschlossen seinen Namen ein und nöthigte dann den noch unschlüssigen Waldheim, ein Gleiches zu thun. „Mit dem ists nicht richtig“, sagte ich zu meinem Schreiber, „der hat sich geärgert und ist im Zorne Soldat geworden, morgen bereut er's!“ Doch er scheint es nicht bereut zu haben. Als wir ins Feld rückten, behielt ich den jungen Mann stets im Auge, er war mein Liebling. Es hat mich oft tief ergriffen, wenn er Abends, entfernt von dem Lagerfeuer und der fröhlichen Gesellschaft, die fast aus allen Nationalitäten zusammengewürfelt ist, an der Fenz lehnte und ins Blaue starrte, oder wenn er ganz spontan mit seinem frischen Tenor das Lied anstimmte „Du schlanke Maid, in Treuen denk ich Dein!“ (ich glaub so hieß es) oder aber, wenn Freiwillige für einen gefährlichen Ritt verlangt wurden, er immer der Erste von denen war, die sich meldeten und wenn er dann auf seinem Rappen davonflog! Wie oft habe ich an seinem Wiederkommen gezweifelt, er kehrte immer wieder und niemals, ohne seine Order prompt ausgeführt zu haben. Gar manchmal habe ich mich darüber gewundert, daß er, trotz seiner Tollkühnheit, in allen Affairen so glücklich war; wenn wir einritten, war er immer der Vorderste und dennoch kam er stets mit leichten Verwundungen davon. Wir wollten ihn befördern, er wies

es stets zurück. Waldheim wurde mit der Zeit „Orderly“, Freimund hätte weit mehr sein können.

Als ich am Morgen des letzten Gefechts im Shenandoahthale die Reihe entlang ritt, grüßte er mich.

„Freimund nicht so toll heut'“, sagte ich, „wird ein böser Tag werden!“

„Sterben ist kein Unglück, wenn's kommt, kommt's recht“, erwiderte er. In diesem Augenblicke rollte der erste dumpfe Kanonendonner über das wellige Hügelland. Wir hielten hinter einer sanften Anhöhe und bald trug auch der Luftzug das Knattern des Kleingewehrs zu uns herüber. Die Pferde wurden unruhig.

„Wenn wir nur auch hineinkommen“, bemerkte Freimund, „und es uns nicht geht, wie bei New-Market, wo wir mit dem Säbel in der Scheide durchbrennen mußten.“

„Nur Geduld“, sagte ich, „Ihr Schicksal erreicht Sie noch früh genug!“

„Der ist nicht todt zu machen!“ bemerkte mein „Orderly“, welcher in der Nähe hielt. In diesem Augenblicke erscholl unser Signal und die Reiterschaar stob die kleine Anhöhe hinauf. Freimund ritt am Flügel und war immer um einige Pferdelängen voraus. Als wir das Thalbecken überblicken konnten, wimmelte dort

Alles von Graujacken; hinunterzu ritten wir langsam. Da kriegten wir's aber. Hinter den Rebellen auf einer Anhöhe stand eine Batterie und ihre ersten Grüße galten uns. Sie hatten gut gezielt. In wirrem Knäuel wälzte sich Roß und Mann. Wer heil blieb, stürmte weiter. Als wir in die Nähe des Carré's kamen, hörte ich noch Freimund's gellendes Hurrah, dann krachte eine Salve, ich erhielt einen Schuß in den linken Arm, mein Pferd machte noch einige Sätze, bis es, gleichfalls getroffen, zusammenbrach. Ueber die Gefallenen ras'te die wilde Jagd. Infanterie rückte nach und die böse Batterie am Berge drüben ward zum Schweigen gebracht. Das Gefecht zog sich nach einer anderen Seite des Thalbeckens. Mein Pferd, dessen Hals mich deckte, hatte mich wahrscheinlich gerettet; ich richtete mich auf, um nach Krankenträgern zu sehen, denn mein Bein war bei dem Sturze dermaßen zu Schaden gekommen, daß ich nicht stehen konnte. Ueberall lagen Todte und Verwundete, dann und wann krachte noch in der Nähe ein Revolverschuß, meistens von Solchen abgefeuert, die sich in der Verzweiflung selbst den Rest gaben. Plötzlich ruft eine Stimme: „Halloh Capt'n, fahren Sie auch mit!“ Ich sah mich um, in der Nähe lag Freimund verwundet am Boden. Unter den größten Schmerzen schleppte ich mich zu ihm und

fragte: „Ist's schlimm?" — „In einer Viertelstunde kann ich im Himmel oder sonstwo Quartier für Sie bestellen!" war die Antwort. Der gute Humor blieb ihm bis zum Tode treu."

Vom nahen Hügel schmetterte ein Trompeter die Melodie „O Columbia the gem of the Ocean" ins Thal.

„Freimund, wir siegen!" rief ich erfreut.

„Ich sterbe", sagte er tonlos, „für die Republik und für sie — Will", sagte er zu dem Orderly, welcher eben herbei geritten kam und mit einem Sprunge neben ihm stand, grüß' meine Mutter, nach Feenthal schicke ihr Bild — Helene, es hat nicht" — mit verklärtem Gesicht stockte der Athem. Waldheim riß ihm die Uniform auf, die Hand des Todten hielt krampfhaft einen Gegenstand fest, der in der inneren Tasche der Weste steckte; es war ein prachtvoll gerahmtes Daguerreotyp; die Kugel, welche seine Brust durchbohrte, hatte erst das Bild zerschmettert und dasselbe war voller Blut. Es ließ den Kopf einer wunderschönen Dame noch ziemlich gut erkennen; ich bin weit in der Welt herumgekommen, ich habe aber nie ein schöneres Gesicht gesehen. In der Brieftasche fanden wir noch die Photographie eines schönen, jungen Mädchens von etwa sechszehn Jahren."

Unterdessen kehrte Waldheim im Galopp zurück und übergab mir ein sorgfältig eingewickeltes Packet.

„How are you, Deutscher?“ sagte jetzt eine Stimme und eine von Brillantringen funkelnde Hand legte sich mir über die Schulter, hinter mir stand der Amerikaner. „Glad to see you, Mr. Clinton!“ sagte ich erfreut und setzte dann deutsch hinzu: „Tausend Dank für Ihre Freundlichkeit von gestern. Ohne Ihr Dazwischentreten wäre ich vielleicht jetzt ein todter Mann! Capitän!“ fuhr ich fort, nachdem eine kurze Vorstellung stattgefunden, „bedanken Sie sich bei meinem Freunde hier, nicht ich habe Ihnen das Geld gerettet, sondern er! Sie müssen —“, wandte ich mich zu dem Amerikaner, „doch eine geheimnißvolle Macht besitzen, daß diese verwegenen Menschen so rasch zu Kreuze krochen.“

„Nun ja, sie wissen recht gut, daß ich meinen Mann nicht fehle und im Falle der Noth stehen genug hinter mir. Now, Gentlemen, let us take a drink!“ fügte er hinzu und zeigte auf das nächste Schenkzimmer.

„Sie entschuldigen, Herr Clinton!“ sagte der Capitän höflich, „heute ist die Reihe an mir. Ich denke, Herr Hellmuth, wir „mummen“ weiter!“

Der Capitän führte uns in ein geräumiges Zim-

mer der zweiten Etage und ein Kellner kam bald mit einer starken Batterie.

Das erste Glas wurde dem Todten geweiht; der Amerikaner trank es theilnahmevoll mit, obwohl er den Mann nicht kannte, welcher drüben in Virginien für sein Vaterland in den Tod geritten war.

Obgleich ich für den Nachmittag mein eigener Herr war, konnte ich doch unmöglich länger bleiben; ich trank nur das eine Glas, verabschiedete mich und suchte die hinter Washington auf einer kleinen Anhöhe gelegene Brauerei auf. Als ich Abends elf Uhr meinen gewöhnlichen Rundgang durch das Geschäft machte, und auf den im obersten Stockwerk befindlichen Malzboden kam, trat ich an's Fenster und blickte hinüber nach Virginien, der „Mutter der Staaten", zur Zeit aber der mater dolorosa der amerikanischen Republik. Ueber den Arlington-Heights schwamm der Vollmond und wie die Schemen der Erschlagenen flog das weißgraue Gewölk über die Landschaft.

Dort gedachte ich meines Todten und in mein Gedächtniß trat jene rührend einfache und doch so ergreifende Todtenklage des großen israelitischen Sängers:

„Ihr Berge von Gilboa, es müsse weder thauen noch regnen auf Euch! Denn dort ist den Helden ihr Schild abgeschlagen; Jonathan ist auf Deinen

Höhen erschlagen. — Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan! Ich habe große Freude und Wonne an Dir gehabt, Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist!"

Dreizehntes Kapitel.

„— Dann hab' ich mich ehrlich bei Tag und bei Nacht
Mit Lumpengesindel herumgetrieben
Und habe dort meine Studien gemacht."

Heine.

Die Beschäftigung, bei der Verbreitung des „Trägers deutscher Cultur" — wie das Bier von deutsch-amerikanischen Phrasenmachern gewöhnlich genannt wird — mitzuwirken, so angenehm sie auch war, sagte mir auf die Dauer doch nicht zu. Der beständige Krieg mit den Brauknechten, welche Nachts den hinter der Brauerei campirenden Soldaten fast eben so viel Bier auf eigene Rechnung verkauften, als ich am Tage auf Rechnung des Prinzipals in die Stadt schickte und uns obendrein die Preise verdarben, wäre noch zu ertragen gewesen, aber ich mußte auf meinen Rundgängen durch die Stadt in den Wirthschaften von unserem Gebräu

trinken und das war selbst für die Natur eines Menschen, der jetzt schon acht Jahre lang amerikanischer Reporter ist, zu stark. Als mir deshalb ein deutscher Journalist, welchen ich auf meinen Culturverbreitungsmissionsreisen kennen gelernt hatte, eine Stelle an seinem Blatte in Mobtown anbot, griff ich mit beiden Händen zu und wandte der „Residenz", welche meine großen staatsmännischen und finanzwirthschaftlichen Fähigkeiten nicht zu würdigen wußte, den Rücken. So wurde ich Reporter, oder wie Freimund sich auszudrücken pflegte, „Mädchen für Alles" an einer deutschen Zeitung.

Mobtown ist eine amerikanische Großstadt. — Jede größere Stadt der amerikanischen Republik hat gewissermaßen ihren Charakter, welcher ihr durch Lage, Eigenart der Bevölkerung, oder durch deren Hauptbeschäftigung verliehen wird. New-York repräsentirt ganz Amerika, Boston New-England, Chicago den Westen, New-Orleans und Charleston den Süden, Mobtown aber repräsentirt weder einen speziellen Landestheil, noch eine Eigenart der Bevölkerung; für eine amerikanische Stadt ist es zu europäisch, für eine nördliche Stadt zu südlich und umgekehrt, sogar die Bezeichnung „das amerikanische Rom" scheint schlecht gewählt, denn die Katholiken haben längst aufgehört, die dominirende Bevölkerungsklasse zu sein.

Jeder dritte Mensch, welcher uns auf der Straße begegnet, ist ein Deutscher und dennoch kann sich das Deutschthum hier keines seiner numerischen Stärke entsprechenden Einflusses im bürgerlichen und politischen Leben rühmen; es mangelt ihm jenes Selbstgefühl, welches der seiner politischen Macht sich bewußte Deutsche des Westens mit in das öffentliche Leben bringt. Die Verhältnisse sind hier zu stabil. Nur langsam arbeitet sich selbst der Fleißige aus der Armuth zum Wohlstande empor und wenn er endlich das bescheidene Ziel seiner Wünsche, die Rangstufe der sogenannten „einspännigen Aristokratie" erklettert hat, dann ist er alt und jedes andere Interesse, als das der mühsam aufgebauten Existenz, ist für ihn erstorben. Das öffentliche Leben existirt nicht für ihn, höchstens, daß er einem der zahlreichen socialen Vereine beitritt, um sich Sonntags in philiströser Behaglichkeit zu amusiren.

Diese Stadt ohne bestimmten Charakter ist übrigens jetzt eine sehr tugendhafte Stadt. Die Prostitution und die professionellen Spieler muß man hier mit der Laterne suchen, oder höchstens kann man sie bei dem Scheine der Laternen sehen, am hellen Tage sieht man fast nur anständige Frauen und Mädchen und selbst der Spieler von Beruf macht hier den Eindruck eines

tugendhaften Baumwolle-Brokers oder eines ehrsamen Käsekrämers.

Das war jedoch nicht immer so. — Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht weit hinter uns — in der unsere heute so tugendhafte Stadt ein wahrer Focus aller schlechten Elemente der Union war; man traf hier die gefährlichsten Charaktere aller Art und sie schienen ein fruchtbares Feld zu finden. Das war während des großen Bürgerkrieges. Heute sind jene Personen, welche in jenen Tagen hier öffentliche Charaktere waren, verschwunden, wie Spreu zerstoben, gestorben und verdorben.

Diese Leute kamen damals aus allen Theilen des Landes; nachdem sie sich in der ersten besten fashionablen Barbierstube gentlemen like herausgeputzt, stellten sie sich an irgend eine Ecke der Hauptstraße, wo schon Andere standen und warteten dann, wie der berühmte Micawber, for something to turn up, und gewöhnlich kam auch Etwas. — Zu den Fremden, deren Metier meist sehr zweifelhafter Art war, gesellten sich noch die leichtsinnigen „Dandies" der Stadt und manche dieser Gruppen bildete auf diese Weise ein buntes Gemisch von Ehrlichkeit und Schurkerei, jugendlichem Leichtsinn und unverbesserlicher Verworfenheit.

Einer dieser Mobtowner Dandies, der Sohn

einer reichen hochgeachteten Familie, welcher in jene zweifelhafte Gesellschaft gerathen war, spielt in unserer zu Ende gehenden Erzählung noch eine Hauptrolle und der geneigte Leser muß deshalb entschuldigen, daß ich hier noch mehr von jenen lasterhaften, aber immerhin interessanten Leuten erzähle.

Wer in der ersten Hälfte der sechsziger Jahre öfters die Market-Straße passirte, dem werden an der Ecke der Frederickstraße ohne Zweifel sechs bis zehn junge Männer aufgefallen sein, die bei schönem Wetter fast täglich an einer der vier Ecken ihr Wesen trieben. Es waren auffällige, charakteristische Gestalten und in der Mehrzahl keine gewöhnlichen Dutzendmenschen; sie waren, bis auf Einen, der immer sehr schmutzig, schäbig und verkommen aussah, elegant gekleidet, vom Hut bis zu den Stiefeln Alles glänzend und fein; nur Gesicht und Hände bildeten bei Einigen einen scharfen Contrast zu den Kleidern, man merkte, daß der Gentlemen beim Modeschneider gekauft, aber nicht angeboren oder anerzogen war.

In dieser Gruppe fiel sofort ein Mann besonders in die Augen, der jedenfalls den Mittelpunkt bildete. Er mochte etwa sechsunddreißig Jahre alt sein und hatte sich für einen Amerikaner sehr gut conservirt; das Gesicht glänzte von Jugendfrische. Die mittel-

große, gedrungene Gestalt, die grobknochigen Arme ließen auf bedeutende Körperkraft schließen, während der volle runde Kopf, besonders aber das scharfe, dunkele Auge eine ungewöhnliche Intelligenz verriethen. Der Kopf gehörte zu den sogenannten Napolionsköpfen, das dunkele Haar war kurz militärisch verschnitten, das ganze Gesicht, bis auf einen gestutzten Schnurrbart, jeden Morgen scrupulös glatt rasirt. Die frischen, fleischigen Wangen bewiesen, daß der Mann entweder sehr mäßig lebte, oder daß Ausschweifungen keinen Einfluß auf seine Constitution hatten. Das volle Kinn trat scharf hervor, die dünnen Lippen zeigten beim Sprechen zwei Reihen blendendweißer Zähne. Die kühne Stirn und zwei kurze Linien an der Oberlippe deuteten auf Muth, Entschlossenheit und Energie. Die Kleidung des Mannes war modisch, fast auffällig, wie gewöhnlich bei den amerikanischen Fancymen; jeden Tag wechselte er die Farbe, grau und braun schienen jedoch sein besonderer Geschmack zu sein, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wenn nämlich einer seiner Kumpane todtgeschossen worden war, oder wegen eines Verbrechens oder Vergehens prozessirt wurde, erschien er in elegantem Schwarz mit feinem Cylinder. Gewöhnlich trug er einen graubraunen, steifgewölbten Filzhut, mitunter auch die Jockey-Kappe, denn er war

eine Autorität in Sportingkreisen und hielt eine zeitlang den berühmtesten Renner im Staate.

Während die Anderen seiner Umgebuug, welche sämmtlich jünger waren, beständig sprachen, sich gegenseitig oder auch die Passanten neckten, Witze und Dummheiten machten, mit der vorübergehenden oder fahrenden Damenwelt Grüße und Blicke wechselten, stand er gewöhnlich mit verschränkten Armen unter den Leuten, düster vor sich hinsehend, nur dann und wann nöthigte ihm eine leichthingeworfene Bemerkung Pony's ein Lächeln ab, laut lachen hörte man ihn nie. Wer ihn so stehen sah, der hätte auf den ersten Blick meinen sollen, der Mann von Marengo und Austerlitz sei aus dem Pariser Invalidendom erstanden und in Amerika Eckensteher geworden. Dieser Napoleon der Eckensteher wurde von seiner Umgebung und seinen intimeren Freunden kurzweg Jim genannt. Die Herkunft Jims war zweifelhaft, Einige ließen ihn den untersten Schichten des irischen Proletariats entstammen, Andere meinten, er sei der illegitime Sohn eines Börsenmagnaten, der ihn noch jetzt durch eine liberale Jahresrente anerkenne. Vom Irländer hatte er übrigens gar Nichts an sich, Jim war in seinem ganzen Wesen Amerikaner.

Von den Uebrigen will ich nur noch Zwei oder

Drei näher schildern. — Pony, ein kleiner, schmutziger, verkommener Bursche, war der Witzbold der Bande, er sprühte von Schnurren und an ihm war ein guter Komiker verdorben. Das unregelmäßige Gesicht hatte einen Zug von Gutmüthigkeit, der aber wegen seines unstäten, unheimlichen Blicks nicht zur Geltung kam. Pony war der Sohn reicher Leute, diese hatten sich jedoch gänzlich von ihm losgesagt und er durfte sein Vaterhaus nicht betreten. In der kurzen Zeit von zwei oder drei Jahren hatte er sich in den Verruf gebracht, einer der berüchtigsten Charaktere der Stadt zu sein. Mir hat er nie Böses gethan und ich sehe deshalb keinen Grund, seine Schurken- und Schelmenstreiche hier aufzuzählen; in meinen Augen hatte er nur zwei Fehler, er war ein Raufbold im Allgemeinen und ein Taschendieb im Besonderen. Wer diesen schlumpigen, abgerissenen Strolch unter den feinen jungen Leuten sah, mußte sich wundern, wie ein solcher Rabe unter die Pfauen gekommen.

Der Jüngste, ein hochaufgeschossener, blühender Bursche von etwa zwanzig Jahren war stets tadellos schwarz gekleidet, er trug sogar beständig Glacehandschuhe, ein Luxus, welchen solche Eckensteher in Amerika nur bei außerordentlichen Gelegenheiten entfalten. Sein regelmäßiges Gesicht konnte für schön gelten, wenn

nicht die Blattern und das Laster ihre Spuren auf demselben eingegraben hätten; seine Kameraden nannten ihn Bill.

Der Unheimlichste der Gruppe, eine Mörder= und Galgenphysiognomie, hieß John; er sah einem Klopf=fechter ähnlich und war vielleicht auch einer, sein Ge=sicht schien nach dem Profil eines Bluthundes modellirt zu sein.

Diese Persönlichkeiten konnte man den ganzen geschlagenen Tag an einer der vier Straßenecken sehen; den Winter suchten sie die Sonnenseite, im Sommer die Schattenseite auf; nur zeitweilig vertagten sie sich nach einer der nahen Wirthschaften, um Einen zu trinken. Vormittags besuchten sie zu diesem Zwecke das neben unserer Zeitungsoffizin gelegene „Whitehouse", ihren Nachmittagsschnapps tranken sie im „Greenhouse" schräg gegenüber. Abends trieben sie sich in den The=atern herum, die dunkelen Ehrenmänner unter der Ge=sellschaft gingen ihren dunkelen Erwerbszweigen nach und erst spät in der Nacht wurde es wieder im „White=house" lebendig, ein Zeichen, daß die Stammgäste zurückgekehrt waren.

Da ich die Leute täglich sah und nächtlich ihren wüsten Lärm hörte, so konnte es nicht fehlen, daß ich mich näher über sie erkundigte. Daß sie zu der Spezies

der Rowdies gehörten, brauchte mir nun zwar Niemand zu sagen, aber dieses war Alles, was ich Bestimmtes über sie erfuhr. Der Eine sagte, es seien Spieler, der Andere hielt sie für Taschendiebe, der Dritte meinte, sie verdienten bei Wahlen bedeutende Summen, so hatte ein Jeder seine besondere Ansicht. Nur von Jim wußte man, daß er ein desperater Mensch sei, der bereits zwei Menschen erschossen habe, daß er aus unbekannten Quellen ein großes Einkommen beziehe und in der Politik eine bedeutende Rolle spiele. Von John erzählte man ebenfalls verschiedene Mordgeschichten; der politische Einfluß und das Geld seiner reichen Verwandten hatten ihn jedoch jedesmal vom Galgen und nach kurzer Haft auch aus dem Zuchthause befreit; über Pony's Spezialität hatte ich schon früher genügende Auskunft erhalten; dem schlanken, interessanten Bill konnte man nichts Böses nachsagen, außer daß er einmal eine „Belle" entführt und von deren Bruder nahezu todtgeschossen worden war, diesem aber für den eingejagten Schrecken den Arm zerschmettert hatte.

Als ich eines Nachmittags, Anfangs April 1865, die Market-Straße herunter kam, um aufs Bureau zu gehen, sah ich einen jungen Herrn unter der Gruppe, den ich irgendsonstwo, nur nicht dort gesucht hätte,

— James Clinton, meinen Bekannten von Washington. Trotz der zweifelhaften, verrufenen Gesellschaft, mit welcher er sich eifrig unterhielt, trat ich auf ihn zu, begrüßte ihn und war eines herzlichen Gegengrußes gewiß. Wie mußte ich aber staunen, als mich das Auge, welches soeben noch bei der Unterhaltung lebhaft mitsprach, stolz, kalt und theilnahmlos traf. „You are mistaken, Sir, I have not the honor —“, stieß er fast schroff heraus und nahm, zu den Uebrigen gewendet, sofort seine Rede wieder auf. Ich entschuldigte mich verblüfft und ging weiter, es schien mir, als hörte ich Pony höhnisch lachen. Selbstverständlich grüßte ich ihn ferner nicht mehr, so oft ich ihm auch begegnete und nach etwa acht Tagen bildete ich mir selbst ein, daß ich mich geirrt habe, daß hier einer jener eigenthümlichen Fälle vorliege, die sich schon allenthalben in der Welt ereignet und den Aberglauben um die geheimnißvolle Figur des Doppelgängers bereichert habe. Dasselbe Haar, dasselbe klare Auge, das schöne mädchenhafte Gesicht, sogar die unvermeidliche Sammtweste mit der goldenen Kette, dieselbe feine von Brillanten funkelnde Hand und doch: „Sie irren, Herr, ich habe nicht die Ehre.“

Vierzehntes Kapitel.

Die verunglückte Wiedererkennungsscene war halb vergessen und gewissermaßen fühlte ich eine innere Befriedigung, daß der Fremde, welchen ich jetzt täglich bei den Pflastertretern sah, nicht James Clinton war; beruhigen konnte ich mich aber doch nicht recht über dieses seltene Spiel der Natur und des Zufalls.

Am Abend des vierzehnten April zwischen elf und zwölf Uhr saß ich allein im Redaktionsbureau und wartete auf Nachrichten. Die Geschichte, welche bisher im Sechsachteltakt musizirt, machte gerade eine kleine Pause und die Hände des niederen Zeitungsvolks konnten etwas ausruhen. Sechs Tage vorher waren die Bundestruppen als Sieger in Richmond eingezogen, der gefürchtete Lee hatte capitulirt und trotzdem im fernen Süden noch eine bedeutende, schlag=

fertige Rebellenarmee stand, hielt man doch allgemein den Krieg für beendigt. Der Telegraph der „Assoc. Presse“, welcher vier Jahre lang beständig getickt hatte, ruhte in jenen Nächten, kurz nach Lee's Uebergabe, stundenlang, denn für die wegfallenden Schlacht- und Campagne-Berichte war noch kein Surrogat gefunden; der Nachtdienst einer kleinen deutschen Zeitung konnte damals recht gut von einem Manne besorgt werden und der hatte noch Zeit übrig.

Mein Arbeitszimmer lag im Parterre, von dem Geschäftslokal nur durch eine Bretterwand mit Glasfenstern getrennt. Dasselbe enthielt einen breiten Schreibtisch, auf dem es schrecklich unordentlich aussah, eine in der Unordnung mit dem Tisch gleichen Schritt haltende Chaiselonge, einen großen Drehstuhl, in welchem ein dem Leser bekannter schläfriger junger Mensch saß und einen kleinen Ofen, der grundsätzlich nur große Hitze ausströmte, wenn es nicht nöthig war.

Zu der bezeichnenden Stunde hörte ich die Hauptthüre des Geschäftslokals öffnen, die Klappe des Zahltisches, welcher das Bureau in zwei Hälften trennte, wurde zurückgeschlagen und ein elastischer Schritt näherte sich meinem Verschlage, ich wandte meinen Drehstuhl und vor mir stand der Doppelgänger Clintons.

„Ah, Herr Clinton, das ist vernünftig von Ihnen, daß Sie mich hier aufsuchen!“ rief ich lachend.

„Mein Name ist James de Witt“, sagte er höflich, aber mit eiserner Ruhe, „ich wollte Sie um einen Briefbogen nebst Couvert bitten!“

Ohne ein Wort zu erwidern, suchte ich das Verlangte und räumte ihm meinen Sitz ein.

„Bitte, zünden Sie sich unterdessen eine Cigarre an“, sagte er freundlich und bot mir sein Etui, es war dieselbe gestickte Cigarrentasche, aus welcher ich in Washington so manche feine Havanna geraucht. Die Cigarre brannte und ich streckte mich, während er schrieb, auf das Kanapee, sinnend in das blaue Gewölk starrend, welches der Partagas entströmte. Was hatte der Mensch dabei, sich zu verleugnen? Es war Clinton; wenn mich die schwarze Sammtweste, das Gesicht und die Gestalt auch in Zweifel gelassen hätten, sein Deutsch mußte mir Gewißheit der Identität verschaffen und das Cigarren-Etui, auf welchem das Wappen der aus den Colonialzeiten berühmten Familie Clinton eingestickt stand, war ein neuer Beweis.

Nachdem sein Brief fertig und adressirt war, wollte er sich erheben, als sein Blick auf Viktor Scheffel's „Trompeter von Säckingen“ fiel. Er nahm

das Buch, blätterte gedankenlos darin, plötzlich blieb sein Auge auf einer Seite haften.

„Ihr Lied!“ murmelte er und las dann halblaut:

„Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter, müder Wandersmann —“

„President Lincoln murdered!“ stürzte in diesem Augenblicke der Depeschenbote in das Zimmer und reichte mir das Depeschenblatt. Fieberhaft erregt griff der Fremde nach demselben und las: „Pres. Lincoln was shot to night and is dying. The unknown murderer escaped.“

„Teufel!“ sagte Witt vor innerer Erregung zitternd. „Ein dummer Streich! Schade um den netten Jungen!“

„Wen?“ wollte ich fragen, doch der Sprecher war mit dem Unglücksboten verschwunden.

Nachdem ich mich aus der Betäubung, in welche mich diese furchtbare Nachricht versetzt, einigermaßen aufgerafft, begann eine jener Hetzarbeiten, wie sie der Nachtredakteur einer deutsch-amerikanischen Zeitung wenigstens einige Mal im Jahre erlebt. Die Depeschen kamen in Stößen; zuerst wurde die Begebenheit in allgemeinen Umrissen geschildert, dann kamen die offiziellen Berichte des Kriegsministers über den Mord selbst und über die Mordversuche auf Seward und Johnson. Der Chef-Redakteur wohnte zu weit und ich

hatte Niemanden zum Schicken, die Dame vom Hause aber, welche mit der Feder ebenso gut und vielleicht noch besser umzugehen wußte, als mit dem Kochlöffel, half mir wacker. Wir schrieben bis zum lichten Morgen und erst als die Frühglocke den Taglöhner zur Arbeit rief, ging das Blatt zur Presse und ich suchte meine Wohnung auf. Den geheimnißvollen Besuch hatte ich über der Arbeit gänzlich vergessen.

Während der wenigen Stunden, welche ich an jenem Morgen schlief, träumte ich beständig. Ich sah Lincoln ermorden und Clinton als seinen Mörder zum Tode verurtheilen, es gelang mir, ein Alibi zu beweisen, dann hörte ich einen Schuß und einen Schrei, worauf ich erwachte.

Gegen Mittag war ich bereits wieder im Centrum der Stadt, an allen Ecken wurde das erschütternde Drama in Washington besprochen. Erst am Morgen hatte man mit Gewißheit berichtet, daß der Schauspieler John Wilkes Booth das Verbrechen begangen habe.

Im Zeitungsviertel trat ich zu einer Gruppe von Männern, in welcher der mir bekannte Staatsanwalt das Wort führte.

„Noch gestern Morgen sah ich den Schurken mit einem bekannten „Blakleg“ (Bezeichnung für Spieler)

durch die Frederickstraße gehen und in das „Whitehouse“ eintreten“, sagte ein ältlicher Herr aufgeregt.

„Die ganze Bande muß man verhaften!“ rief ein Anderer, „sie wissen Alle darum, es sind Verschworene.“

„Nein, Gentlemen!“ sagte der Staatsanwalt ruhig. „Jim ist, was ich verbürgen kann, ein prinzipientreuer „Republikaner“ und Witt ebenfalls, die Anderen aber sind von keiner Bedeutung. Beide leisten der Partei gute Dienste.“

„Jawohl“, mischte sich ein junger Elegant ein, „indem sie den Zahlmeistern und Rekrutirungsoffizieren Onkel Sam's Geld abgewinnen.“

„Mr. Jones“, sagte der Staatsanwalt mit eigenthümlicher Betonung, „es sind nicht blos Zahlmeister, welche ein gewisses fashionables Haus an der Saratogastraße frequentiren; neulich —“

„Gentlemen! Lassen Sie uns einen trinken!“ rief der junge Herr und faßte krampfhaft den Arm des Beamten, mit der anderen Hand ergriff er mich, trotzdem wir uns gar nicht kannten, die ganze zahlreiche Gesellschaft folgte. Unterwegs nach der Restauration überlegte ich, ob ich dem Staatsanwalt die Aeußerung Witts mittheilen solle, das Pflichtgefühl sagte Ja! Andererseits dachte ich aber auch an die Unannehmlichkeiten, welche der junge Mann haben werde, zumal die

Aufregung im ganzen Lande eine furchtbare war. Der Entschluß, meine Pflicht zu thun, siegte. Nachdem wir unsern Cognac getrunken, zog ich den Mann des Gesetzes zur Seite.

„Sie sprachen vorhin von einem Witt; ist das der junge blonde Mann mit der schwarzen Sammtweste und der feinen goldenen Halskette?"

„Derselbe", erwiderte er, über diese Beschreibung erstaunt. „Was ists mit dem?"

„Er war gestern Abend in unserer Office, als die Depesche kam und that eine auffällige Aeußerung."

„Das wäre wichtig", sagte der Staatsanwalt, als ich ihm die abgerissenen Worte Witts mitgetheilt hatte. „Kommen Sie rasch mit!"

Wir verabschiedeten uns und der Staatsanwalt sagte, er werde mich vor den Bundesmarschall führen.

Als wir um die nächste Ecke bogen, begegneten uns die beiden Spieler Jim und Witt.

„Auf ein Wort Mr. Witt", sagte der Prokurator und Beide blieben stehen. „Sie waren gestern Abend in der Office dieses Herrn!"

Der Angeredete maß mich mit einem stolzen Blick und erwiderte dann ziemlich gereizt: „Nun ja! Was soll das Inquiriren hier auf der Straße?"

„So werden Sie nicht gleich heftig", sagte mein

Begleiter besänftigend, „kommen Sie mit zu Bob, wir wollen einen Punch nehmen; es ist naßkalt."

Die beiden Dandies gingen voraus; in der Restauration tranken wir und traten dann in ein Nebenzimmer.

„Witt", sagte der Staatsanwalt vertraulich, „meinem Freunde hier ist eine Aeußerung aufgefallen, welche Sie gestern Abend thaten. Bei der großen Aufregung, welche im ganzen Lande herrscht, erhält jede Kleinigkeit Bedeutung, die sich mit dem Mörder in Verbindung bringen läßt. Sie beide, meine Herren, sind wackere Unionisten, ich selbst bin Ihrem Patriotismus zu Dank verpflichtet, sagen Sie mir deshalb im Vertrauen, in welcher Verbindung stehen Sie mit dem Mörder? Wenns einigermaßen möglich, sollen Sie nicht weiter belästigt werden."

„Das ist leicht erklärt", sagte Witt mit der ihm eigenen unerschütterlichen Ruhe. „Gestern Morgen traf ich Booth, aufgeregt wie immer. Wir waren Schulfreunde und hatten uns lange nicht gesehen. Auf die Frage, wie es ihm gehe, erwiderte er, daß er jetzt Oelspekulant sei, in der Schauspielerei seien keine Lorbeeren mehr zu holen. „Doch auch ich werde noch berühmt und zwar ehe drei Tage vergehen!" fügte er aufgeregt hinzu. „Mein Bruder ist groß als Brutus, ich aber

werde in dieser Rolle unsterblich werden!“ Ich legte kein Gewicht auf den Unsinn, denn wer ihn kennt, weiß, daß er viel dummes Zeug spricht, wenn der Tag lang ist. Erst als gestern Abend die Depesche kam, fiel mir John und sein Brutus ein. Es hieß, der unbekannte Mörder sei entkommen, ich aber ahnte sofort, wer die That begangen und stieß die Worte heraus, welche der junge Mann dort für wichtig genug hielt, um mich vor ein Kriegsgericht zu bringen.“

Selbstverständlich befand ich mich in keiner beneidenswerthen Situation und wagte es nicht, ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sagen; ich hatte einen der gefürchtetsten Menschen der Stadt denunzirt und wahrscheinlich in den bevorstehenden großen Verschwörungsprozeß verwickelt, von Stund an war ich in Mobtown vogelfrei. Dieser Gedanke zog mir in allen Variationen durchs Hirn und ich wünschte mich tausend Meilen weit fort. Der Staatsanwalt mochte ahnen, was in mir vorging und sagte begütigend: „Meine Herren! Das müssen Sie meinem jungen Freunde nicht übel nehmen; er that seine Pflicht als Adoptivbürger; ich aber freue mich, Sie getroffen zu haben, denn Ihre Erklärung beruhigt mich, es würde mir sehr unangenehm gewesen sein, wenn —“

„Mir erst recht“, — sagte Witt hastig, „denn

die Aufregung und Erbitterung ist jetzt allenthalben so groß, daß es Jeden an die Laterne bringt, welcher eingesteht, Einmal in seinem Leben mit Booth getrunken zu haben."

„So schlimm ist es nun doch nicht, mein lieber Witt", bemerkte der Staatsanwalt. „Das amerikanische Volk weiß selbst noch in der Leidenschaft, was es thut, es kann Maß halten."

„Sie thun mir leid, lieber Herr", nahm jetzt Jim, der bisher schweigend an der Wand gelehnt und an einem Zahnstocher geschnitzt hatte, das Wort, „denn Sie scheinen Ihre Kenntniß des amerikanischen Volkscharakters aus den 4. Juli-Reden geschöpft zu haben, trotzdem Ihnen in Ihrem Berufe die ersten und besten Quellen zu Gebote stehen. Wenn Sie sich vor vier Jahren nicht so patriotisch verkrochen hätten, so hätten Sie dieses Volk in seiner Leidenschaft sehen können; ich habe es kennen gelernt; ich habe es mit erlebt, wie die Offizin, in welcher Ihr patriotischer Freund dort seinen Patriotismus in Greenbacks umsetzt, von Grund aus demolirt wurde und jedes männliche Wesen im Hause flüchten mußte. Sie wissen, ich prahle nie, aber ich glaube, wenn ich nicht rechtzeitig dazwischen gesprungen wäre und dem total betrunkenen Reckleu Joe den Revolver entrissen hätte, so schriebe am Ende die

dicke Frau, welche mit ihrem Kinde auf dem Arme muthig vor die Thür trat, um den wüthenden Pöbel zu besänftigen, heute keine Artikel mehr.“

„War vielleicht auch nur eine Comödie von ihr“, bemerkte Witt spöttisch, „denn sie mußte wissen, daß kein Desperado und wenn er noch so wüthend ist, eine Dame angreift!“

„Laß das gut sein“, sagte Jim, „in meinen Augen war es ein Zeichen von Heldenmuth. Wissen oder nicht wissen; man weiß auch, daß die gewöhnliche Ackerschlange nicht gefährlich ist und doch greift man sie nicht gerne an und nur wenig Menschen haben den Muth, stehen zu bleiben, wenn sie sich zum Sprunge aufrollt. Das Erscheinen der Frau vor jenem schreienden, schießenden, blutdürstigen Mob verrieth ein Heldenherz und verdient die Bewunderung eines Jeden, der persönlichen Muth zu schätzen weiß. Der amerikanische Pöbel, mein guter Herr Staatsanwalt, ist eine gefühllose Bestie, wenn er einmal Blut geleckt hat und nur ein eiserner Wille und ein furchtloser Muth vermag ihn zu bändigen.“ Als er dieses sagte, blitzte das düstere Auge dämonisch auf und unwillkührlich kam mir der Gedanke, daß einer jener seltenen Thierbändiger vor mir stehe. Der Mensch war mir furchtbar, aber ich bewunderte ihn.

„Apropos, Herr Staatsanwalt“, fragte Witt gleichgültig, „was gedenken Sie in der Sache zu thun.“

„Vorläufig weiter gar Nichts, mein Lieber, aber Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie in den nächsten vierzehn Tagen die Stadt nicht verlassen wollen.“

„Ich thue es“, sagte Witt; wir verließen das Haus und die beiden Spieler schritten die Straße hinauf, nachdem sie sich höflich von dem Prokurator verabschiedet.

Wir wollten eben auch weiter gehen, als sich Witt umwandte und rasch wieder zurückkam. Er zog eine Karte aus der Tasche, reichte sie mir und sagte deutsch: „Heut' Abend acht Uhr, wenn es Ihnen paßt.“ Auf der Karte stand: „James de Witt, Nr. 17 Mansion-House.“

Mein Schrecken war thatsächlich nicht gering und die Hand, welche die Karte hielt, hat wahrscheinlich gezittert. Witt schien meine Bestürzung zu bemerken und sagte freundlich: „Selbstverständlich nur eine Einladung, die Sie hoffentlich nicht ausschlagen werden“. Ich sah ihn an und sprach so ruhig als meine Erregung es gestattete: „Werde nicht ermangeln.“

Er grüßte und ging Jim nach, welcher an der nächsten Ecke mit einigen nicht viel Zutrauen erwecken-

den Burschen sprach, die ihm mit einer Devotion gegenüber standen, welche man in Amerika fast nie auf der Straße und am allerwenigsten bei dieser Menschenklasse findet; er schien Aufträge ertheilt zu haben, denn als er mit Witt weiter ging, stob die Gruppe nach allen Richtungen auseinander.

„Was mag der von mir wollen?“ fragte ich den Staatsanwalt und hielt ihm die Karte hin.

„Hat er gestern Abend noch mehr gesagt und liegt ihm vielleicht daran, daß Sie schweigen? Doch nein, dann würde er die Sache heimlich mit Ihnen abgemacht haben.“

„Will er sich vielleicht an mir rächen, daß ich geplaudert habe?“ wagte ich schüchtern zu bemerken.

„Auf die Gefahr können Sie sicher hingehen; wenn er das wollte, brauchte er Sie wahrhaftig nicht auf sein Zimmer zu locken; ein Wort zu Jim gesagt, ein Wink und Fingerzeig von diesem und morgen sind Sie ein stiller Mann!“

In der That ein sonderbares Land, wo man so Etwas von dem Staatsanwalt hört, welcher noch soeben in aller Freundschaft mit zwei so lebensgefährlichen Menschen verkehrte — dachte ich bei mir, verabschiedete mich und ging.

In meiner Herzensangst suchte ich einen alten

Freund auf, welcher schon fünfundzwanzig Jahre in Mobtown wohnte und die Stadt genau kannte, um ihn über das eigenthümliche Rendezvous zu befragen. Dieser kannte Jim par renommee noch aus den blutigen Zeiten der Plug Uglies (einer Bande politischer Raufbolde), Witt kannte er zwar nicht, aber der Umstand, daß er sich beständig mit Jim herumtrieb, ließ ihn eben so furchtbar erscheinen. Der Mann beschwor mich, nicht hinzugehen, ich aber war fest entschlossen, den Besuch zu wagen, denn ich hatte mein Wort gegeben.

Fünfzehntes Kapitel.

Zur bestimmten Stunde ließ ich mich im „Mansion House“ auf Nr. 17 anmelden. Der Spieler ging mir bis an die Treppe entgegen, empfing mich außerordentlich freundlich und führte mich in sein Zimmer. Es setzte mich fast in Staunen, einen solchen Menschen, der doch augenscheinlich nur selten zu Hause war, so wohnlich eingerichtet zu finden. In dem Zimmer herrschte zwar keine peinliche Ordnung, aber doch immerhin eine wohlthuende Sauberkeit. An den Wänden hingen feine Bilder und Waffen aller Art, über dem Sopha kreuzten sich zwei Schläger und an diesen steckten zwei Cerevismützen, eine dritte, die der „Rhenania“, diente ihm als Hauskäppchen. Um die Schläger herum gruppirte sich ein förmliches Arsenal von Revolvern und Pistolen, fast nur Hinterladern. Vom

großen „Navy Colt" bis zum zierlichen Taschenpuffer waren alle Gattungen vertreten. Der runde Mahagonytisch war mit Büchern und Zeitschriften bedeckt, letztere vertraten natürlich nur den edlen „Sport". Vor mir lagen ein deutscher „Faust", Heine's „Salon", Tennyson's „Enoch Arden"; auf einem Regal standen Dickens, Thackeray, Washington Irving, Shakespeare und Byron in feinen Ausgaben. Wo immer ich solche Bücher finde, fühle ich mich wohl; alle Furcht war geschwunden und ich machte mirs an seiner Seite bequem.

„Es freut mich", begann er deutsch, „daß Sie mir die Ehre schenken; ich bin Ihnen vor allen Dingen eine Erklärung schuldig. Neulich grüßten Sie mich auf der Straße und ich desavouirte Sie."

„Also hatte ich mich doch nicht geirrt", rief ich und spielte den Ueberraschten, „aber in Washington hießen Sie ja Clinton und die Karte hier sagt doch —"

„Das zu erklären, würde zu weit führen; genug, ich heiße jetzt zur Abwechselung einmal Witt. Ich selbst freute mich, Sie hier wieder zu sehen; aber um Ihretwillen durfte ich Sie auf der Straße nicht wiedererkennen. Sie gehören einer Nationalität an, welche ich zwar wegen verschiedener guter Eigenschaften hoch achte, deren spießbürgerliche Beschränktheit jedoch alle

Grenzen überschreitet, denn nach der Ansicht der meisten Deutschen gehören wir sämmtlich, wie wir da unten an der Ecke stehen, ins Zuchthaus oder an den Galgen; Sie sind ferner Mitglied eines Standes, in welchem man sich in keiner Weise compromittiren darf, heute bekleiden Sie zwar noch eine unbedeutende Stelle, aber wenn einmal Ihre Tage kommen, dann darf Ihr einstiger Gegner nicht sagen können, daß Sie früher mit Spielern, Rowdies &c. Kameradschaft hielten. Unter den Amerikanern würde das nun gar nichts ausmachen, denn jeder amerikanische Reporter ist ein halber Eckensteher, aber wie gesagt, Sie sind ein Deutscher und von Deutschen abhängig."

Diese wohlgemeinte Erklärung freute mich ungemein und ich fuhr hastig unvorsichtig heraus: „Aber, Herr Clinton, genirte sich doch sogar der Staatsanwalt nicht."

„Vom Geniren, mein Freund", sagte er etwas pikirt, „ist auch hier gar nicht die Rede. Meiner braucht sich, Dank Gott, Niemand zu schämen; aber lassen wir das. Auf der Straße kennen wir uns auch künftig nicht."

Ich fühlte es, daß ich eine große Taktlosigkeit begangen hatte und antwortete kleinlaut: „Wie Sie wünschen, Herr Witt!"

Eine längere peinliche Pause trat ein; in der Verlegenheit ergriff ich ein Album, welches vor mir auf dem Tische lag.

Dasselbe enthielt Bilder von Studenten, Preisboxern, berühmten Pferden und ebenso berühmten Frauenzimmern; Letztere in derselben natürlichen Hautfarbe als die Renner. Da war eine Uda Isaac Menkens als Mazeppa, eine Katy Fisher, die Cracy-Kitty und wie die Schönheiten jener Tage alle hießen; dann folgte das Bild einer Matrone und Witt erklärte: „Meine Mutter." Zuletzt folgte die Photographie einer schönen Dame, deren edles verklärtes Gesicht einen schroffen Contrast zu den Physiognomieen bildete, von denen es nur durch das Bild einer alten achtbaren Frau in diesem Buche getrennt war.

„Wie kommen Sie zu diesem Bilde?" fragte ich in der größten Aufregung.

„Gerade in Betreff dieser Dame wollte ich Sie heute sprechen; kennen Sie dieselbe?"

„Vielleicht", sagte ich zögernd, „übrigens, was dieses Bild betrifft, so habe ich das Seitenstück."

„Nicht möglich!" rief der Spieler fast erschrocken, „dann wären Sie Fritz Freimund!" Seine sonst milden blauen Augen nahmen einen unheimlichen Ausdruck an

„Herr Witt", sagte ich mit scharfer Betonung des

Namens, „ich bin immer der, für den ich mich gebe und möchte nicht einmal zu jenen deutschen Schwachköpfen gezählt werden, welche ihren Namen, wenn sie ihn thatsächlich unbefleckt über den Ocean brachten, übersetzen oder englisiren; aber Fritz Freimund war mein Freund."

„War! — und was ist er jetzt?" rief er hastig und schien in der Aufregung meine Anspielung auf die Namensänderung gar nicht beachtet zu haben.

„Ein todter Soldat —".

„Sie überraschen mich, haben Sie Beweise?"

„Nichts, als das von einer Kugel zerschmetterte Bild dieser Dame, dieselbe Kugel aber zerriß seine Brust. Der, welcher mir sein Ende berichtete, hat ihm das schlichte Soldatengrab geschaufelt."

„Wie lange ist das her?"

„Die Todesnachricht erhielt ich, als wir zum letzten Male in Washington zusammentranken, Sie selbst haben damals zu Ehren des Todten ein Glas geleert. Doch das Alles erklärt mir noch nicht", fuhr ich fort, „aus welchem Grunde Sie sich für Freimund interessiren und wie Sie zu diesem Bilde kommen. Hat es Ihnen die Dame selbst geschenkt?"

„Ja!" erwiderte er und seine Gedanken schienen auf der Reise zu sein, „aber doch nicht in dem Sinne, in welchem man sonst jungen Männern Bilder schenkt.

Als ich im Frühjahr 1862 nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte, lernte ich sie auf dem Dampfer kennen; es bot sich mir Gelegenheit, ihr und ihrer alten Begleiterin gefällig zu sein und in New-York sorgte ich für ihre Ausschiffung. Sie unterhielt sich schon am Bord augenscheinlich gern mit mir. Im „Astor House" angekommen, ließ sie mich in den Damenparlor bitten und ersuchte mich, ihr zur Auffindung eines Herrn Freimund behülflich zu sein, wobei sie mir das Compliment machte, daß ich demselben sehr ähnlich sehe. Auf ihren Wunsch durchforschte ich alle Zeitungsredaktionen, vom großen „Herald" bis zum kleinsten Abendblättchen, fand ihn aber nirgends; in einer größeren deutschen Zeitung hörte ich jedoch, daß er noch vor zwei Tagen dort gearbeitet habe, aber plötzlich Soldat geworden sei. Die Dame war sehr bestürzt, und beschloß, ihn um jeden Preis aufzusuchen, dabei fiel ihr ein, daß mein Bild am Ende von Nutzen sein könne, sie bat darum und bei dieser Gelegenheit erhielt ich ihre Photographie. Eine Depesche rief mich plötzlich von New-York ab und erst, als ich die Deutsche nicht mehr sah, fühlte ich, daß sie mir Etwas mitgenommen; unstät irrte ich umher, bald in New-York, dann wieder in Washington, das Bild hat mich um alle Ruhe gebracht. — Ein Zufall führte mich gestern Abend in

Ihre Office, in dem Buche, welches auf Ihrem Schreibtische lag, stand der Name Fritz Freimund, ich blätterte und fand das Lied, welches sie am Bord verschiedene Male sang und welches mir seitdem beständig in den Ohren klingt. Als ich Sie über den Zusammenhang fragen wollte, traf jene erschütternde Kunde von Washington ein, die mich nöthigte, die Jungens so rasch als möglich aufzusuchen. — Doch was wissen Sie von der Dame? Wo kann ich sie finden?"

„Leider suche ich sie gleichfalls, um ihr das Bild und die Grüße des Todten zu bringen", erwiderte ich. Noch einmal betrachtete ich das schöne Gesicht, worauf ich bemerkte: „Aber, Herr Clinton, wie können Sie diesen reinen Engel und Ihre achtbare Mutter in so zweifelhafte Gesellschaft bringen?"

„Sie haben Recht", sagte er und nahm die beiden Photographien aus dem Album; das Bild seiner Mutter steckte er in einen auf der Kommode stehenden Rahmen, aus welchem er die Photographie eines Neufundländers entfernte, das der Dame aber schlug er sorgfältig in ein Blatt Papier und steckte es in die linke Brusttasche der Sammtweste.

Dieser Gegenstand hatte einen gänzlichen Umschwung in dem Tone unserer Unterhaltung veranlaßt.

James was himself again! Er war wieder derselbe zutrauliche, liebenswürdige junge Mann, wie ich ihn in Washington kennen lernte. — Ein Neger des Hotels mußte Wein herbeischaffen und wir erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse.

„In meinem siebzehnten Jahre“ — nahm er das Wort — „wurde ich auf Anrathen eines New-Yorker Verwandten in die thüringische Erziehungsanstalt Schnepfenthal geschickt. Während in meiner Heimath Niemand meinem Treiben Schranken zog, wurden wir dort ziemlich streng gehalten und ich lernte mit einer förmlichen Wuth Alles, was zu lernen war, Deutsch, Griechisch, Latein 2c. Endlich wurde ich aus dem Käfig erlöst und stürzte mich mit Wollust in das Treiben des Studentenlebens, fand aber nicht, was ich geträumt hatte. Die alten schönen Tage deutschen Burschenwesens gehören der Vergangenheit an. Die Jungens sind zahm geworden, denn ihre Väter müssen rechnen. Bei meiner wilden unbändigen Rauflust bekam ich allenthalben Händel, nirgends hielt ich es lange aus, in Heidelberg erhielt ich sogar das consilium abe undi. Dann durchstreifte ich Deutschland, die Schweiz, Oesterreich und Preußen (nach der damaligen Anschauung der Amerikaner gehörte Preußen nicht zu Deutschland); der unterdessen hier ausgebrochene Krieg

erinnerte mich daran, daß jetzt auch Amerika einiges Interesse biete und ich schiffte mich Anfangs April in Bremen ein. Meine erste Pflicht im Elternhause war, die gute Mutter zu Grabe zu geleiten. Der Vater, ein wunderlicher, alter Mann, muthete mir gleich in der ersten Woche zu, mich als Arzt zu etabliren; das Bild ließ mir jedoch keine Ruhe, ich reiste nach New-York, nach Washington und als ich wieder nach Mob-town kam, gab es heftige Scenen zwischen mir und dem Alten. Das mir testamentarisch gesicherte Vermögen meiner Mutter, welches einem soliden Bankhause anvertraut ist, stellte mich persönlich sicher und da ich mit dem „alten Mann" nicht auskommen konnte, so verließ ich sein Haus. Der Zufall führte mich mit Bill zusammen, wir waren Nachbarskinder und Spielkameraden, er hatte seinen Vater todtgeärgert und war daran, dessen Vermögen durchzuschlagen. Bill führte mich bei Jim ein, dessen Heldenthaten auf der Straße ich schon als Knabe bewundert, wir schwärmten umher, spielten, prügelten und versöhnten uns und lebten seither wie Gott in Frankreich, ich glaube, so sagt man in Deutschland. Der Familie zu Liebe nannte ich mich James de Witt, mein voller Name ist James de Witt Clinton. Das Spiel ist von Kindheit an meine besondere Passion gewesen; es liegt ein

eigenthümlicher Reiz darin, so in einer Nacht ein Vermögen zu gewinnen oder zu verlieren, eine Summe, welche Tausende für genügend erachten würden, alle bescheidenen Wünsche eines Menschenlebens zu befriedigen. — Mit Jim wurde ich allmälig befreundet und da er selbst eine fashionable Bank hält, so fungire ich zeitweilig Vergnügens halber als Croupier."

„Mein Vergnügen wäre das nicht", versetzte ich, „denn es gehört meiner Ansicht nach eine eigene Herzenshärte dazu, den Leuten ihr Geld abzugewinnen und sie zu zwingen, sich todt zu schießen."

„Das verstehen Sie eben nicht besser", fuhr er ruhig fort. „Wenn irgend ein Gimpel an meinen Tisch tritt und in der Absicht, sein Glück zu wagen, hundert oder fünfhundert Dollars pointirt, so soll ich wohl erst eine Rede halten und sagen: „Unerfahrener junger oder alter Freund! Sie befinden sich hier in einer Spielhölle, wo gewöhnlich Hundert verlieren, ehe Einer gewinnt. Sie können Ihr Geld besser anlegen, wenn Sie Bonds, Erie's oder Northwestern kaufen. Sie sind noch dazu in Aufregung und werden sicher verlieren! Nicht wahr, so würden Sie es machen? — Der Gimpel aber würde ärgerlich an den nächsten Tisch gehen, denn er ist einmal entschlossen, sein Glück zu probiren. Wenn er dann Alles verliert und sich

todtschießt, so ist er ein Schwachkopf und ein Narr, da hätte ich mich schon oft todtschießen müssen. Einmal habe ich in Wiesbaden Alles verloren und hätte mich fast nach Heidelberg durchbetteln müssen. Zufällig begegnete mir in den Colonnaden ein bekannter Professor, den pumpte ich um zehn Francs an, eilte sofort in die Spielbank zurück und gewann mit einem Fünffrankenstück mehr, als ich verloren hatte."

„Geht es denn bei Eurem Spiel immer ehrlich zu?" forschte ich.

„So ehrlich, wie in irgend einem Geschäfte. Freilich kommt es oft vor, daß so ein Jämmerling, wenn er sein Geld glücklich verloren hat, über Falschspieler schreit oder gar vor die Gerichte läuft; ich versichere Sie jedoch, wir haben noch lange nicht nöthig, falsch zu spielen, dafür ist dieses Land zu fruchtbar an reichen, leichtsinnigen Narren, zumal jetzt, wo ein Jeder sich an Onkel Sam's Koffer die Taschen gefüllt hat."

„Das Spiel möchte noch immer sein, aber die Gesellschaft, mit der es in Berührung bringt", bemerkte ich.

„Ist um kein Haar schlechter, als die in Baden-Baden, Homburg oder Ems; nur gibt man sich hier weniger Mühe, das Laster und Verbrechen zu überfirnissen, als drüben. Die hiesige Gesellschaft der pro-

fessionellen Spieler hat vor der europäischen sogar noch etwas voraus. Während jene Pseudografen und Barone, welche an den großen europäischen Banken herumschwindeln, oft den allerniedrigsten Schichten entstammende Verbrecher sind, finden wir hier gewöhnlich Söhne aus den besten Familien, to the manor born; dieselben haben sich von dem Vaterhause losgerissen, weil — nun die Ursachen mögen verschieden sein, der Hauptgrund ist gewöhnlich der, ihre Ansichten vom Leben harmoniren nicht mit denen ihrer Alten, die sich aus dem Nichts emporgearbeitet und nun meinen, ihre Söhne müßten in ähnlicher Weise Carrière machen. Bill, zum Beispiel ist ein lieber Mensch, auf dessen Charakter kein Flecken ruht; er ist unabhängig, reich, spielt, verliert und gewinnt; er hat nur einen Fehler, er liebt die Weiber und die werden ihn noch ruiniren."

„Aber jener furchtbare Mann mit dem vernichtenden Blick!" warf ich fragend hin.

„Sie meinen Jim? — Sie kennen ihn eben nicht. Wenn es Ihnen je gelingt, den zum Freunde zu gewinnen, dann sind Sie geborgen. Ein braverer Mensch und ein treuerer Freund lebt nicht; er kann mit Recht von sich sagen: „Furchtlos und treu." Was war diese Stadt, ehe er auftrat! Als die Bloodtubs und Plug

Uglies täglich in den Straßen ihre blutigen Schlachten schlugen! Er ist allerdings in jenen Raufhändeln groß geworden, unter seiner Führung wurden die eine Zeit lang Alles terrorisirenden Bloodtubs in der President-Straße geschlagen und vernichtet, er war schon im einundzwanzigsten Jahre Capitän der Plug Uglies. — Seit er sich gefürchtet gemacht hat, herrscht jedoch Ruhe, er hält die Wildesten im Zaum. Zudem ist er ein Mann von Kopf und Ideen. Es war sein Werk, daß das in der Politik mächtige Rowdy-Element in dieser sonst so südlich gesinnten Stadt seinen Einfluß der guten Sache zuwandte; er und seine Leute waren unter den Ersten, welche nach dem Aufgebote von Freiwilligen für drei Monate unter die Fahne eilten und in der ersten Schlacht am Bull-Run hat mancher dieser Jungens seine hier begangenen Sünden ehrenhaft gesühnt. Zu stolz, um eine Offiziersstelle zu erbetteln, ließ er sich ausmustern, da er in den zwölf Wochen von der kopflosen Führung genug bekommen hatte. Dann hat ers auch gar nicht nöthig, irgend ein „alter Mann“ (die amerikanische Bezeichnung für Vater) sorgt liebevoll für ihn und wenn er sonst um fünf- oder zehntausend Dollars in Verlegenheit ist, darf er sogar zu dem Gouverneur des Staates kommen. Nein, mein Bester, diesen Jim verkennen Sie, er ist ein voller Mann.“

„Aber er hat zwei Menschenleben auf dem Gewissen“, bemerkte ich entsetzt.

„Erschoß er in Selbstvertheidigung und wurde ehrenvoll freigesprochen!“ fuhr der Lobredner fort. „Ueberhaupt ist man geneigt, an ihm nur die Schattenseiten zu sehen. Man scheint es nicht anzuerkennen, daß das Raufbold-Element hier nicht mehr gefährlich ist, seit es sein eiserner Arm beherrscht; man scheint nicht zu wissen, daß er mächtiger ist, als der Bürgermeister, daß er nur mit dem Fuße zu stampfen braucht und der ganze Stadtrath muß zittern. Wenn er von Natur schlecht und gemein wäre, könnte er seine Macht ganz anders verwerthen. Glauben Sie mir, der ist noch nicht als Rowdy gestorben, er läßt sich eines Tages in den Congreß wählen und bei seinem eminenten Führertalente kann er noch eine bedeutende Größe werden.“

Clinton hatte diese Lobrede über den gefürchtetsten Raufbold der Stadt englisch gehalten und der sonst so gemessene ruhige Mensch gerieth förmlich in Feuer. Da die Begeisterung die Klarheit des geistigen Blickes fast immer trübt, so hielt ich es für gerathen, keine weitere Bemerkung zu machen und fuhr fort: „Es sind aber nicht alle Jims!“ „Die Anderen freilich“, fuhr er in seiner gewöhnlichen Ruhe fort, „lassen sich

nicht besonders loben und die Gesellschaft derselben genirt mich oft nicht wenig. Aber Jim braucht diese Leute, es sind seine „Kriegshunde“, wie er sie nennt, er manipulirt mit Hülfe derselben die Primärwahlen und deshalb werden sie geduldet und mitunterhalten. Wenn die Menage mitunter etwas knapp ausfällt, so suchen sie sich eben in ihrer Art zu helfen, das heißt, sie corrigiren in verbrecherischer Weise ihr Glück, aber was geht das uns an. Schaue Jeder für sich aus! Der Verächtlichste darunter, der kleine Taschendieb Pony, ist ein ganz witziger Bursche und ein harmloser Mensch; ungefähr so harmlos, wie die Kupferschlange, wenn sie keinen Hunger hat und nicht gereizt wird“, setzte er bedeutsam lächelnd hinzu. „Der Unheimlichste von Allen ist mir John, seine Gegenwart wirft mir förmlich einen Schatten auf das Gemüth, ich kann den Gedanken nicht los werden, daß wir einmal schlimm aneinander gerathen werden.“

„Aber glauben Sie denn nicht, daß diese Gesellschaft demoralisirt, daß der Charakterfesteste und Beste bei der täglichen Berührung mit dem Laster und Verbrechen befleckt wird und schließlich untergehen muß?“ Ich sprach dieses mit Nachdruck und beobachtete genau, welchen Eindruck meine Worte auf ihn machten. Er blieb ganz ruhig und entgegnete nachläßig:

„Sie haben Recht und auch nicht! Es lassen sich Dutzende von bedeutenden Männern im Lande aufzählen, Senatoren, Richter und Volksrepräsentanten, Gouverneure und Gesetzgeber, welche in ihrer Jugend dasselbe trieben, was ich treibe. Wie soll überhaupt ein junger Mann, der nicht gezwungen ist, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, in diesem langweiligen Lande die Zeit todtschlagen? In der anständigen Gesellschaft ist es nicht zum Aushalten, deshalb sucht man die unanständige und wenn man genug davon hat, zieht man sich zurück und ist wieder herzlich willkommen. Wer hier zu Lande Geld hat, darf sich irgend etwas erlauben."

Dieser Cynismus, dieses vielleicht ganz unbewußte Hervortreten der Brotzen-Gesinnung empörte mich; dennoch mußte ich ihn entschuldigen. Dachte er doch nur, wie hier die Masse denkt; der nahezu fünfjährige Aufenthalt in Deutschland hatte seine angeborene und anerzogene Anschauungsweise um keine Linie verrückt. Die Zuneigung, welche ich zu dem noblen Dandy in Washington, zu meinem Beschützer hegte, schwand auch etzt nicht, nachdem mir derselbe einen so tiefen Blick. in sein ganzes Wesen verstattet; wir blieben Freunde Was immer Böses an ihm sein mochte, die Stimme meines Innern sagte mir, sein Herz ist gut und diese

Stimme hat mich nie getäuscht; sie hat mir allgemein geachtete Ehrenmänner als Schurken gezeigt und Ausgestoßene als — Menschen. Wer vermißt sich, die Labyrinthe des Menschenherzens zu entwirren und die Menschenkenntniß in ein System zu bringen?

Sechszehntes Kapitel.

Einige Tage später suchte ich den Spieler wieder auf, diesmal ließ ich mich nicht anmelden und schritt direkt auf sein Zimmer; ich traf ihn bei einer sonderbaren Beschäftigung. Er saß vor dem Kamin, in welchem ein lustiges Feuer flackerte, ein Packet Papiere in der Hand, von denen er eins nach dem andern in die Flammen warf und dabei zählte 40,500, 41,000 ꝛc. Zuerst glaubte ich, es seien Briefe, fand aber bald aus, daß es veritable Werthpapiere, Aktien, waren. Erstaunt über dieses merkwürdige Auto-da-fé setzte ich mich auf einen Stuhl und ließ ihn ruhig gewähren. Als die letzte 1000-Dollars-Aktie im Feuer lag, stand er auf, schüttelte sich, begrüßte mich freundlich und sagte: „So, nun bin ich so abgebrannt, wie ich niemals in meinem Leben war!“

Die Ruhe und die lächelnde Miene, mit welcher er das sagte, ließ mich glauben, er mache Spaß, und ich hatte einen Scherz auf der Zunge, als er ernsthaft fortfuhr: „Sehen Sie, lieber Hellmuth, jenes Häuflein Asche ist Alles von dem, was mich bisher mit der anständigen Gesellschaft Mobtown's verknüpfte, es sind die sterblichen Ueberreste meines mütterlichen Vermögens, etwa 53,000 Dollars; ich bin fortan gezwungen, wie Millionen Andere für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Sei es darum" — fügte er mit einer gewissen Bitterkeit hinzu — „wenn fromme und geachtete Leute das Spiel zu ihrem Geschäfte machen, kann ich es auch! Das, was ich bisher zum Vergnügen und aus Langeweile trieb, wird fortan mein Beruf sein; ich werde eine Million zusammen gewinnen, um diese Heuchlerbrut in die Luft zu sprengen, und hoffentlich bleibt mir dann immer noch genug, anständig leben zu können!" Das sonst milde, klare Auge blitzte unheimlich und wenn man in dieses entschlossene Gesicht blickte, aus welchem jeder Zug der Gutmüthigkeit gewichen, so wußte man, daß er der Mann war, sein Wort zu halten.

Die kleine Erregung hielt übrigens nicht lange an, sehr bald hatte er seinen gewöhnlichen Gleichmuth wieder gefunden und erzählte mir nun in aller Ruhe,

als handele es sich's um die gleichgültigste Sache von der Welt, daß sein mütterliches Vermögen auf den Rath seines Vaters einem Kirchenfreunde und Betbruder desselben übergeben war, der unter der Firma Zedekiah Jones und Co. an der Market-Straße ein Bankgeschäft hielt. Der fromme Mann hatte, ganz gegen den Willen Clintons, die volle Summe in den Aktien einer westlichen „Land- und Minen- Comp." angelegt, welche hohe Zinsen und gute Dividenden versprach; Clinton hatte eine Zeitlang die Zinsen richtig erhalten, als er jedoch an dem betreffenden Morgen die Zeitung gelesen, die angenehme Entdeckung gemacht, daß die Compagnie bankerott geworden und fast gar keine Aktiva vorhanden seien.

„Sofort" — erzählte er weiter — „begab ich mich zu dem Freunde meines Vaters in dessen Privatwohnung, um zu sehen, was noch zu retten sei; der Mann empfing mich verlegen freundlich und meinte, da sei schwerlich etwas zu erlangen, er selbst sitze mit einigen Tausenden d'rin. Als ich ihm schließlich vorhielt, daß es höchst unvorsichtig gewesen sei, eine anvertraute hohe Summe auf ein einziges Papier zu setzen, wurde er salbungsvoll, faltete die Hände und sprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!" Der hat gut Gott loben, ich bin

überzeugt, dahinter steckt ein Schwindel. Dennoch würde ich mich beruhigt haben, aber der alte Heuchler begann auch noch eine Strafpredigt, in welcher er mir begreiflich zu machen suchte, daß dieser Unfall für mein Seelenheil sehr gelegen komme, es habe längst Anstoß in den guten Kreisen erregt, in welcher Gesellschaft ich mich herumtreibe, er selbst sehe sich genöthigt, mir für die Zukunft sein Haus zu verschließen."

Eine solche Niedertracht empörte mich und in verzeihlicher Hitze rief ich aus: „Warum haben Sie den alten Schurken nicht auf der Stelle niedergeschossen?"

„Daß ich ein Narr wäre", sagte er ruhig, „wegen dem werde ich einmal nicht gehängt, den kriege ich noch anders klein. Entrüstet verließ ich das Zimmer" — fuhr er fort — „in der Halle traf ich George Jones, seinen Sohn, der eben ins Geschäft gehen wollte.

Gar manchmal bin ich dem jungen Menschen gefällig gewesen; er spielte hoch und unvorsichtig und nicht immer mit seinem eigenen Gelde; einmal habe ich ihm 1300 Dollars gerettet, indem ich bei einer Streitigkeit zwischen ihm und Jim's Tisch zum Schiedsrichter ernannt wurde. Ich beschwerte mich über die Handlungsweise seines Vaters, er aber antwortete theilnahmlos und kalt: „Sie sind selbst schuld; die Compagnie hat

ehrlich fallirt und die, welche so dumm waren, ihr Alles auf diese Karte zu setzen, müssen die Consequenzen tragen. Sie thun mir leid, Mr. Witt!" — Sie thun mir leid, Mr. Witt! — Ehe der Mond wieder voll wird, kann er mir leid thun! — Eine solche Niedertracht ist thatsächlich unter den Rowdies nicht möglich, unter denen Sie mich dann und wann sehen. Es sind Verbrecher darunter, Mörder und Diebe, aber jetzt erkläre ich mir, wie sie es wurden. Ich wäre jetzt fähig, ein großes Verbrechen zu begehen, nicht aus Aerger über den Verlust, denn ich habe schon größere Summen verloren, sondern aus Wuth über diese infame Niedertracht! Mr. Jones und die gute Gesellschaft schließen mich aus, weil ich nach ihrer Ansicht Nichts mehr zu verlieren habe; noch ist mir genug Munition geblieben, um Krieg gegen diese Gesellschaft zu führen, einen grausamen Krieg, einen Krieg bis aufs Messer!"

„Ihr Vater", bemerkte ich besänftigend, „soll sehr reich sein, er wird Sie nicht fallen lassen!"

„Da kennen Sie den alten Mann schlecht", erwiderte er herb. „Von dem habe ich Nichts zu hoffen; wenn er einmal stirbt, schluckt die Kirche seine zusammengescharrte halbe Million, ich kann seinetwegen auf der Straße verkommen. Nein, mein Freund, in Ame-

rika muß man selbst seinen Mann stehen; ich werde diese Sache durchkämpfen bis zum bittern Ende!“

„Aber die Deutsche!“ sagte ich und versuchte nochmals, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„O, die sehe ich doch nicht wieder; mag sie in Vergessenheit gerathen, mein Herz hat keinen Raum mehr für die Liebe, seit das Rachegefühl eingezogen ist!“

„Möge dieser Mensch nie mein Feind werden“, betete ich in aller Stille und schwieg.

Wir saßen noch eine Weile stumm neben einander, dann entschuldigte er sich plötzlich mit den Worten „Rien ne va plus! Rouge et noir!

Wir trennten uns; er schritt der fashionablen Spielhölle zu, um vielleicht das erste Tausend der Million zu gewinnen, mit welcher er den Krieg gegen einen augenscheinlich geriebenen Financier führen wollte, ich aber ging meinem unschuldigen, friedlichen Berufe nach.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß ich ihn aufsuchte; wir trafen uns zuweilen im Foyer eines Theaters, oder in einem Hotel und wechselten einige Worte; im Uebrigen blieb es bei der Verabredung, auf der Straße kannten wir uns nicht.

Etwa zehn oder zwölf Tage nach meinem letzten Besuche bei Witt theilte mir unser Finanzreporter

vorläufig noch als Vertrauenssache mit, daß das Bankhaus von Jones und Comp. fallirt habe. Diese Nachricht freute mich aufrichtig und sofort eilte ich auf die Straße, um Witt zu suchen. Er stand unter der Gruppe an der Ecke, ich ging vorüber, blinzte ihm zu und trat dann in eine kleine Bierschenke ein, wohin er mir folgte.

„Jones ist abgewickelt!“ rief ich, als wir uns in dem kleinen Hinterstübchen gegenüber standen und dachte Wunders, wie er sich gebärden werde.

„Mir nichts Neues!“ sagte er kühl, „wußte das schon vor acht Tagen; hatte den Mann überhaupt für weit stärker gehalten, als er war. Wenn Sie aber gern wissen wollen, wer ihn ruinirt hat, wir — die Spieler!“ Er sprach dieses nicht übermäßig laut, aber in Stimme und Gesicht lag ein unheimlicher Ausdruck; so habe ich den Indianer gemalt gesehen, wie er dem weißen Feinde den Skalp abreißt. Ueberhaupt kann ich mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß jeder Amerikaner von alter Familie einen Zug dieser Indianernatur in sich hat, er kann hochherzig bis zum Extrem und gleichzeitig eben so grausam sein.

„Nun will ich Ihnen eine Neuigkeit erzählen“, fuhr er fort und wir setzten uns ans Fenster. „George Jones, welcher in einer Großhandlung eine verantliche Stellung bekleidete, ist heute Morgen wegen Un-

terschleifs verhaftet worden und wird wahrscheinlich auf einige Jahre hinter hohen, kühlen Mauern das edle Schuhmacherhandwerk betreiben müssen. Er spielte in verwichener Nacht sehr hoch, war in fieberhafter Aufregung und verlor. Todtenbleich stürzte er aus dem Hause. Jim, der für uns Alle denkt und handelt, schrieb sofort einige Zeilen und schickte diese einem befreundeten Reporter des „Comercial.“ Heute Morgen las man in dieser Zeitung (und er zog das Blatt aus der Tasche): „Wahrscheinlich ein Selbstmord. — Gestern Abend verlor ein junger Mann, welcher in einem hiesigen Handlungshause die responsible Stelle des Kassirers bekleidet, in der fashionablen Spielhölle an der Saratoga-Straße mehrere tausend Dollars und stürzte schließlich in der größten Verzweiflung davon. Man vermuthet, daß er Selbstmord begangen hat. Es ist eine Schmach für unsere fromme, christliche Stadt, daß ein solches gesetzlich verbotenes Institut hier noch existirt.“ Daß der ehrenwerthe College, welcher hier seiner sittlichen Entrüstung so freimüthig Ausdruck verlieh, die betreffende Notiz in Begleitung einer Zehndollarsnote direkt aus der Spielbank erhalten hatte, stand nicht dabei.

„Diese Notiz“, erklärte Witt, „konnte nicht verfehlen, in den betreffenden Kreisen Aufmerksamkeit zu

erregen, auch Jones' Kasse wurde heute Morgen revidirt und man fand ein Defizit von 6367 Dollars, worauf man ihn sofort verhaften ließ, zumal bereits bekannt wurde, daß sein Vater gefallen sei. Sehen Sie", fuhr er fort, „mit denen sind wir leicht fertig geworden. Jetzt mögen sie sich selbst todtschießen, ruinirt sind sie!"

Offen gestanden, meine Freude schlug in Mitleid um und der junge Mann mit dem ruhigen, gleichgültigen Gesichte flößte mir in dem Augenblicke geheimes Grauen ein. Mein Verstand sagte mir zwar, daß er nichts Schlimmeres gethan, als was jeder große, geachtete Börsenmagnat täglich thut; dennoch blieb die Handlung in meinen Augen grausam und ich konnte mich nicht enthalten, eine derartige Bemerkung zu machen.

„C'est la guerre!" bemerkte er ruhig. „Wer in den Krieg zieht, muß riskiren, todtgeschossen zu werden und die Zeit, in der man Bonbons und Apfelsinen in die Kanonen läd, ist noch sehr fern."

Ueber die Unterminirung des alten Jones erfuhr ich noch Folgendes: Nachdem Witt seinen Freund Jim von dem Schurkenstreiche des Alten in Kenntniß gesetzt, hatte dieser sofort seine Combinationen gemacht. Jim wußte, daß Jones zur Zeit stark in Erie spekulirte;

zufällig kämpften in jenen Tagen Vanderbilt, Drew und Gould um die Suprematie; die Aktien stiegen und fielen, wie das Quecksilber im April. Jones spielte auf Vanderbilts Seite, denn dieser galt bis zur Stunde für den Geriebensten. Augenblicklich aber war diese Clique durch eine neue Baisse stark tangirt. Jim machte am folgenden Tage eine bedeutende Summe flüssig, übergab diese einem „Schlepper" seines Spielhauses, der angeblich Aktienmäkler war und in der Hauptfinanzstraße ein Bureau hielt, in welchem jedoch das ganze Jahr nicht so viel Umsatz geschah, als die Miethe für einen Monat kostete. Der Mäkler mußte zu Jones gehen und diesen um Rath fragen, wo man zur Zeit am Besten 50—75,000 Dollars gegen gute Sicherheit anlegen könne. Der Alte war stark „getreten" und brauchte Geld; er ging in die Falle. Der Mäkler lieh ihm 25,000 Dollars und da der Bankier zur Zeit keine disponiblen Werthpapiere als Pfand geben konnte, so verschrieb er sein elegantes Wohnhaus, welches mehr als doppelt so viel werth war. Schon zwei Tage später kam er selbst zu dem Mäkler und verlangte den Rest der Summe. Jim sah jetzt, daß es Zeit sei, das Netz zuzuziehen; er übergab zwei anderen „Geschäftsfreunden" 15,000 Dollars; der Eine mußte 10,000 Dollars, der Andere 5000 Dollars bei Jones deponiren,

telegraphirte seinem großen Namensvetter in New-York, welcher soeben an der Börse seine ersten, glänzenden Coups machte, daß man ihn benachrichtigen möge, „wenn man noch mehr „Baisse“ ziehe. Als die Depesche kam, wurden zehn Minuten vor drei Uhr die 10,000 Dollars aus der Bank gezogen; zu dieser Summe mußte Jones bereits borgen, aber er half sich, das Geld wurde flüssig. Genau vierundzwanzig Stunden später wurden die 5000 Dollars in der Bank gefordert. Jim wußte bereits, in welches Bankhaus Jones heute gehen werde, um zu borgen, er machte sich in demselben zu schaffen, sprach mit dem Kassirer über Dieses und Jenes, — plötzlich tritt Jones ziemlich aufgeregt ein.

„Halloh, Mr. Jones! Und so echauffirt? Wieder Wichse gekriegt in Erie? Geschieht Ihnen recht! Vanderbilt hat ausgespielt, Gould ist Trumpf und Jim Fisk ist der Mann der Zukunft! Aber Euch alten Leuten ist schlecht rathen.“

Jim verläßt die Bank. Schüchtern verlangt Herr Jones von dem Kassirer 10,000 Dollars auf vierundzwanzig Stunden. Dieser hat soeben ganz von ungefähr durch Jim erfahren, daß Jones bereits gestern „kurz“ war und verweigert es, die Bankuhr hebt aus und schlägt drei, der Bankier aber ruft in der Be-

stürzung aus: „Ich bin ruinirt!“ Der Bankerott war da, es hatte nur 5000 Dollars gekostet, den alten Sünder klein zu kriegen. Aus den Geschäftsbüchern seiner Bank bestätigte sich Witt's Verdacht vollkommen. Jones hatte mit Witt's Vermögen den gemeinsten Schwindel getrieben. Die Aktien der betreffenden Compagnie waren lange vor dem Bankerotte derselben zu guten Preisen verkauft und bei dem Concurse rasch durch Makulatur ersetzt worden, welche man dem leichtsinnigen Dandy zuschickte. Jones rettete fast Nichts aus dem Ruin, wurde aber von dem alten Clinton unterstützt, daß er sich in Chicago wieder etabliren konnte. Was man auch immer von der Handlungsweise der Spieler denken mag, dieselbe war nicht gegen das Gesetz und wenn man die des Alten in Betracht zieht, verzeihlich.

„Nun noch eine angenehme Nachricht“, sagte Witt, als ich mich erhob, um zu gehen. „Die Deutsche ist hier, sie wohnt im „City Hotel“. Als ich heute Morgen vom „Mansion House“ die Straße herunterkam, stand sie mit ihrer alten Begleiterin im Dameneingange des Hotels und wollte eben shopping gehen. Beide Damen begrüßten mich sehr freundlich und schon zehn Minuten später hatte ich eine Unterredung mit dem Fräulein im Damenparlor. Sie hat in Begleitung

einer russischen Familie die Vereinigten Staaten bereist und sich nahezu zwei Jahre in Washington bei einer Pensionatsfreundin aufgehalten, die dort an einen Herrn von der russischen Gesandtschaft verheirathet ist. Der Zufall führte die Damen nach Mobtown, wo sie einige Tage verweilen wollen. Ich habe ihr sehr vorsichtig Freimund's Schicksal angedeutet, sie war tief ergriffen, scheint es aber bereits geahnt zu haben. Ihren Namen kennt sie und wünscht dringend, Sie zu sprechen. Es wäre mir jedoch lieb, wenn sich dieses noch einen oder zwei Tage hinausschieben ließe, vielleicht kann ich vorher Etwas in meiner Sache thun, ich hoffe von Ihnen, daß Sie, im Falle sich Gelegenheit bietet, ein Wort für mich sprechen. Noch ehe wir von Freimund sprachen, hatten die Damen den Wunsch geäußert, den Park und die anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besuchen, ich erbot mich, sie morgen spazieren zu fahren und sie acceptirte; aber möglich, daß sie jetzt absagt."

So gut ich nun Witt leiden mochte, denn er war trotz seines „Geschäftes", seines Umganges und des starken Zuges von Grausamkeit in seinem Charakter ein liebenswürdiger Mensch, der mir gegenüber stets offen und ehrlich gehandelt, die Zumuthung, seine Werbung bei der Geliebten meines Jugendfreundes zu un=

terstützen, kam mir doch sehr ungelegen. Nach dem, was geschehen war, raisonnirte ich, konnte er sich nicht wohl von der Gesellschaft losmachen, an eine Aussöhnung mit seinem Vater war nicht mehr zu denken; thatsächlich dachte ich schon daran, ob es nicht besser sei, die Dame zu warnen, nur die Erinnerung an die Thatsache, daß ich in meinem Pflichtgefühle schon einmal an ihm gewissermaßen zum Verräther geworden war, kämpfte jeden derartigen Gedanken nieder. Die Sache bereitete mir peinliche Stunden. Ueber mir hing es wie eine schwere Gewitterwolke, ich hatte keinen Augenblick Ruhe und wünschte mich weit fort von Mobtown.

Siebzehntes Kapitel.

Als ich am Abend desselben Tages gegen 8 Uhr meinem Bureau zuschritt, schob sich plötzlich ein Arm leicht in den meinen, der Spieler schritt an meiner Seite. „Ich habe nirgends Ruhe und fühle förmlich das Bedürfniß, noch ein Viertelstündchen mit Ihnen zu verplaudern, kommen Sie mit in's „White House."

„Sehr angenehm, lieber Clinton", erwiderte ich, „aber ich war nie in dem Hause und möchte es nicht betreten."

„Seien Sie doch nicht kindisch, Hellmuth! Eine Spielhölle ist noch lange keine Dante'sche Hölle, welche für immer ihren Schatten auf das Gemüth Dessen wirft, der sie besucht hat, so daß es ihm die Kinder auf der Straße ansehen, wo er gewesen ist. Sie sind kein ächter Zeitungsmann; ein tüchtiger Reporter muß allenthalben gewesen sein, gehen Sie nach New-York

und fragen Sie einmal Herrn James Gordon Bennet!"

Da es Nacht war und uns Niemand kannte, so folgte ich ihm, wußte ich doch, daß mir in seiner Nähe Niemand ein Haar krümmen werde. Wir traten ein. — In dem langen Zimmer, dessen Fußboden mit Zinkblech belegt war, zog sich an einer Wand der Schenktisch hin, welchen eine polirte Marmorplatte bedeckte. Der gutbesetzte Flaschenstand war in musterhafter Ordnung, aus den geschliffenen, saubergehaltenen Karaffen leuchteten die Spirituosen in allen Farben. Ein breiter, feiner Spiegel, mit einem Moskitonetz überzogen, hing über den Flaschen an der Wand. Hinter dem Schenktische stand ein Bursche in rothwollenem Hemd, an dem ein glänzend weißer Papierkragen befestigt war. Die aufgewickelten Hemdärmel zeigten nervichte, beharrte Arme, der Kopf war mit hellrothen Haaren bedeckt; das rothe Gesicht hatte Aehnlichkeit mit dem eines Bullenbeißers.

Eigentliche Stühle und Tische waren nicht in dem Lokal. An dem unteren Ende des Schenktisches stand ein hoher Büffetstuhl, auf diesem saß der kleine Taschendieb Pony und spielte mit einem feinen, silberbeschlagenen Revolver. An dem bereits nicht mehr geheizten Ofen lehnten zwei junge Leute, zwei Andere standen

am Schenktisch, in der Ecke lehnte noch ein Anderer und in der Mitte des Zimmers tanzte ein feingekleideter junger Mann graciös einen „Jig", jenen eigenthümlichen Tanz, bei welchem der Tänzer nie von der Stelle kommt. Die Uebrigen sahen mit Interesse zu oder unterhielten sich. Trinken sahen wir zur Zeit keinen. Dieses war das eigentliche Hauptquartier der Bande, die, wie bereits beschrieben wurde, aus sehr gemischten Elementen bestand; gespielt wurde in dem Hause nicht viel, die Spielhölle befand sich im fashionablen Stadttheile an der S.-Straße und machte von außen den Eindruck eines reichen Privathauses.

Als mich der kleine Taschendieb an der Seite Witts erblickte, rief er: „Halloh Bohemian, what do you want here? Are you lyoing to treat?"

Diese Vertrautheit und Frechheit des Burschen, mit dem ich nie in meinem Leben ein Wort gesprochen, empörte mich und ich wollte das Haus verlassen; Witt hielt mich jedoch am Arme fest und sagte scharf zu dem Sprecher: „You keep quiete until asked, you d — d little raskal." Der verwegene Schelm, welcher vielleicht jedem Andern, der ihm dieses gesagt, eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde, zumal der Revolver schußfertig in seiner Hand ruhte, sagte gar Nichts und die Anderen lachten.

Witt trat an den Schenktisch und bestellte zwei jener Mischgetränke, wie man sie nur in einer ächt-amerikanischen Wirthschaft so fein und delikat bekommen kann. Merkwürdigerweise und ganz gegen allen Comment lud er die Gesellschaft nicht ein, was für diese gewissermaßen eine Beleidigung war, aber er wollte mich wahrscheinlich nicht in die Lage bringen, mit den Burschen anstoßen zu müssen. Wir tranken und Witt forderte die Leute auf, sich nicht stören zu lassen. Der elegante Jig-Tänzer wollte schon wieder in seinen Fuß-Exercitien fortfahren, als Bill, den ich von der Straße aus kannte, rief: „Nein, erzähle lieber den Herren, wie Jim vor einigen Tagen auf dem Eriesee die schöne Maggie los wurde, besonders Witt wird die Geschichte interessiren, denn wenn er auch Jim's Busenfreund ist, so möchte ich doch wetten, er weiß noch kein Wort.

Der Aufgeforderte, ein New-Yorker Gambler, welcher wahrscheinlich in Mobtown Gastrollen gab, oder welchem das Pflaster der Weltstadt zu heiß geworden, wandte sich an Witt und begann:

„Sie wissen, daß Jim vor vierzehn Tagen in Canada war, um bei einer Preisboxerei als Schiedsrichter zu fungiren. Er nahm die schöne Maggie mit, die er bekanntlich vor einem Jahre im größten Elend

auf der Straße fand und im Handumdrehen zu einer großen Dame machte."

„Ich erinnere mich", sagte Witt. „Sie wohnte in einem fashionablen Kosthause, fuhr mit einem prächtigen Gespann und kostete dem Capt'n schweres Geld."

„In Erie", fuhr der New-Yorker fort, „bestiegen sie einen Dampfer, auf welchem Jim mit Bill Forrester von New-York zusammentraf. Jim ist, wie Euch Allen bekannt, ein leidenschaftlicher Spieler und es dauerte nicht lange, so war eine Parthie im Salon arrangirt. Forrester spielte nicht, sondern beschäftigte sich angelegentlich mit Maggie. Bald darauf sagte Dave, einer von Jim's Adjutanten: „Capt'n schau aus; 's ist Etwas nicht richtig!"

Jim überblickte die Gesellschaft, vermißte das Paar, gab seine Parthie an Dave ab, schritt nach dem „Stateroom", stieß die Thüre auf und fand dort das zärtliche Pärchen.

„Du wirst das Frauenzimmer heirathen und zwar auf der Stelle! Folgt mir!" sagte Jim mit jenem furchtbaren Ernste, den Ihr kennt und der Einem das Blut in den Adern erstarren macht. Jim trat, gefolgt von den Sündern, in den Salon.

„Auf einen Augenblick, Gentlemen!" sagte er ruhig und höflich und das Spiel war unterbrochen,

zum großen Leidwesen des Hoosiers, welcher soeben im besten Zuge war, zu gewinnen.

„Capt'n —", wandte sich Jim an den Befehlshaber des Bootes, „wo ist der Geistliche, den ich vorhin sah?" Derselbe war rasch herbeigeholt.

„Sie wollen so freundlich sein", sagte Jim halb bittend, halb befehlend, „und hier eine Amtshandlung vornehmen; dieses Paar wünscht von Ihnen getraut zu werden."

Der Mann Gottes sah etwas betroffen d'rein, aber das räthselhafte Auge hielt ihn gebannt.

„Dann in Gottes Namen!" sprach er salbungsvoll, die Gesellschaft schloß einen Halbkreis und der Jux begann. Auf die übliche Frage des Geistlichen antworteten Beide kleinlaut „Ja."

Die Ceremonie war beendigt, Jim war der Erste, welcher dem neuen Ehepaar formell gratulirte, er gab dem Prediger als Honorar eine Zwanzig-Dollars-Note und sagte dann zu dem Paare: „So, nun genießt, was Ihr wollt und dürft. Du aber verlasse das Weib nicht, niemals, sonst drehe ich Dir den Hals um; mein Arm findet Dich überall! —" „And if you ever tell thiss tory again, I knock your brains vout!" sagte jene Stimme hinter uns, von welcher soeben erzählt worden war, daß sie Einem das Blut in den Adern gerinnen

mache und ich fühlte, daß man nicht übertrieben hatte.

Jim war unbemerkt in's Zimmer getreten, Alle grüßten ihn höflich, der Erzähler aber erbleichte und zog sich in eine Ecke zurück. Nur Witt hatte den Muth, zu dem Furchtbaren zu sagen: „Gut gemacht, alter Junge!“

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf; eine sonderbare Gestalt trat laut sprechend und gestikulirend in die Schenke. Die Gesellschaft blickte auf und brach dann in ein schallendes Gelächter aus.

Wer gegen Mitte der sechsziger Jahre in Mobtown wohnte, wird sich recht wohl des wahnsinnigen Straßenpredigers Elijah Thayer erinnern, welcher jeden Abend zwischen sieben und zehn Uhr durch die Hauptstraßen schritt und predigte. Der lange, weißgraue Bart reichte bis tief auf die Brust des Mannes, das aschfarbene Haar hing in unordentlichen Strähnen auf die Schultern, aus den Augen blitzte das Feuer des Wahnsinns, die langen Arme fegten beständig gestikulirend in der Luft. Täglich hörte man ihn Feuer und Schwefel auf die sündige Welt herabwünschen, traf er auf eine Gruppe von Eckenstehern, so stellte er sich zu ihnen und hielt eine Strafpredigt, wofür er selbstverständlich ausgelacht wurde; begegnete ihm eins jener gefallenen Wesen, die unter dem Schutze der Nacht bei dem Scheine der

Laternen durch die belebten Straßen flaniren und die vielleicht in derselben Weise, wie Morgens der fromme Wucherer beim Eintritt in seine durch Gesetz und Lizens geschützte Räuberhöhle, vor dem Antreten ihres schweren Ganges beten „Unser tägliches Brot gib uns heute", so hielt er sie an und machte seine Bekehrungsversuche. Dieses that er mitunter sogar bei anständigen Damen, die in männlicher Begleitung gingen, was ihn jedoch gewöhnlich mit der Polizei in Berührung brachte. Im Uebrigen wurde er auf seiner Predigertour nicht belästigt, sogar die rohen Burschen, denen man gewiß nicht nachsagen konnte, daß sie sich viel gefallen ließen, durfte er ungestraft anschreien.

Der wahnsinnige Prediger erregte eine zeitlang großes Interesse und machte gewissermaßen Aufsehen. Die Zeitungen brachten wiederholt Notizen über ihn und Fama colportirte die abgeschmacktesten Gerüchte. Einige sagten, er sei infolge spiritualistischer Manifestationen übergeschnappt, er habe das „zweite Gesicht", Andere meinten, das Studium der Apokalypse habe seinem Verstande den Boden ausgeschlagen, noch Andere sagten, Unglück in der Familie, besonders eine mißrathene Tochter, hätte ihn zur Verzweiflung getrieben; was auch immer die Ursache gewesen sein mag, der Mann war augenscheinlich geisteskrank, wenn

man ihn jedoch peroriren hörte, so mußte man zugestehen, daß in seinem Wahnsinn Methode war.

Dieser Mann trat predigend in die Schenke der Spieler. Der „Barkeeper“ stand bereits auf dem Sprunge, um den ungebetenen Gast hinauszuwerfen und er verstand sich augenscheinlich meisterhaft auf dieses Geschäft, aber ein Wink des an meiner Seite stehenden Capitäns wies den rothhaarigen Bullenbeißer zur Ruhe. Pony, der die ganze Zeit mit einem prachtvollen Derringer gespielt, welchen er wahrscheinlich aus irgend einem Offiziersmantel eskamotirt hatte, legte das glänzende Ding quer vor sich auf den Schenktisch und horchte auf.

Das rohe Gelächter, die drohende Haltung Mike's und dann die unheimliche Ruhe, welche auf Jim's Wink eintrat, brachten den Prediger nicht im Geringsten aus dem Conzept. Da ich von jeher ziemlich bibelfest war und von der Straße wußte, daß der alte Thayer fast nur Bibelstellen citirte, welche er zu seinen Zwecken willkührlich verknüpfte, so konnte ich der Kapuzinade leicht folgen, zumal dieselbe mein ganzes Interesse in Anspruch nahm; auch sprach er mit jenem Pathos amerikanischer Prediger, welcher, wie lächerlich und überflüssig er auch sein mag, doch das Gute hat, daß man jedes Wort deutlich versteht. —

„Und das Wort des Herrn kam zu mir“ — rief er feierlich — „und sprach: Gehe hin in der Rechabiter Haus und rede mit ihnen! — Die Kinder, zu welchen ich Dich sende, haben harte Köpfe und verstockte Herzen; sie gehorchen oder sie lassen es, dennoch sollen sie wissen, daß ein Prophet unter ihnen ist!

Du Menschenkind! Ich habe Dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; Du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinetwegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben und Du warnest ihn nicht, so wird der Gottlose um seiner Sünde Willen sterben, aber sein Blut will ich von Deiner Hand fordern.

Darum kommt des Herrn Wort zu Euch: Trinkt, daß Ihr trunken werdet, speiet und niederfallet und nicht aufstehen möget vor dem Schwerte, das ich unter Euch schicken will.

Denn siehe, in der Stadt, die nach meinem Namen genannt ist, fange ich an zu plagen und Ihr solltet ungestraft bleiben? Ihr sollt nicht ungestraft bleiben; denn Ich rufe das Schwert über Alle, die auf Erden wohnen.

Heulet nun und schreiet: Denn die Zeit ist hier, daß Ihr geschlachtet und zerstreut werdet und zerfallen müßt, wie ein köstliches Gefäß. — Und die das Schwert

nicht frißt, wird der Hunger tödten, wer dem Hunger entgeht, wird im Kerker verschmachten, denn Ihr seid Söhne Israels: Eure Hand ist wider Jedermann und Jedermanns Hand wider Euch!"

„Well, and what next?" sprach Witt, den diese Predigt zu langweilen begann, das klare Auge scharf auf den Sprecher gerichtet.

„Du gerade wirst der Nächste sein! —" fuhr dieser mit gesteigerter Stimme fort — „denn Dich wird die Kugel des Kameraden fällen, auf daß erfüllet werde, was geschrieben steht: Wer die Gesellschaft der Gottlosen sucht, der wird von ihnen befleckt werden und wenn die Hoffärtigen unter einander hadern, so folgt Blutvergießen darnach. Du aber —" und er wandte sich an John, der mürrisch und herausfordernd am Ofen stand — „dessen Maß der Sünde voll bis zum Rande, Du wirst im Kerker vermodern, denn wen der Herr strafen will, den lässet er leben! Dich" — er zeigte auf den Fremden von New-York — „wird die Hand des Henkers erwürgen und Du dort —" Pony hatte drohend seinen Revolver erhoben, um den unheimlichen Gast zu schrecken — „Du wirst Dir den Schädel an den Wänden des Irrenhauses zerschmettern, denn Du hast Schmach auf das in Ehren ergraute Haupt Deiner Eltern gehäuft!"

Das leise Knacken eines Hahnes, der Blick des dämonischen Auges deuteten an, daß der verwegene Schurke Willens war, den Verkünder so schweren Unheils niederzuschießen; gleichzeitig traf ihn aber einer jener vernichtenden Blitze aus dem wetterschwangeren Auge Jim's und der erhobene Revolver sank auf sein Knie.

Der Prediger schwieg einen Augenblick, um sich zu sammeln und Jim wandte sich an den Wahnsinnigen in einem Tone, dessen man jene Stimme kaum fähig gehalten:

„Und mir hast Du Nichts zu sagen, Elijah?"

„Nein!" antwortete dieser fast verwirrt. „Das Feuer der Hölle, welches in Deinen Augen brennt, macht, daß der Geist des Herrn von mir weicht. Doch —", fuhr er nach kurzem Besinnen fort, „auch Dein Schicksal wird Dich finden, wie es alle Gewaltigen vor Dir ereilte, denn der Tag des Zornes ist nahe, das Schwert des Herrn wird über Euch kommen, ehe Ihr es ahnt!"

Er ging. Niemand lachte; um Witt's Lippen spielte ein dünnes Lächeln, er überblickte die Gesellschaft, sein Auge schien sinnend auf Jedem der Anwesenden einen Augenblick zu haften, auch auf dem Capt'n und auf mir, dann murmelte er den Vers einer schottischen Ballade: „Sprich, Jone, wer wird mein Henker sein?"

Jim aber stützte die Rechte auf den Schenktisch und sagte: Terrible! aint-it?

Um die Gesellschaft in eine bessere Stimmung zu versetzen, ließ er einschenken. Da es in solchen Kreisen als „Tusch“ gilt, Jemandem zu verweigern, mit ihm zu trinken, so trank ich dem Traktirenden rasch zu, grüßte kurz und ging.

„Good luck! That’s to you!“ erscholl es hinter mir; die Gläser klangen, zwei aber fielen klirrend zu Boden; erschrocken wandte ich mich in der Thüre um, Witt und John standen sich betroffen gegenüber.

Als ich an meinem Schreibtische saß, zog die erschütternde Scene nochmals durch meine Gedanken und mir war es, als stehe der unheimliche Prophet hinter mir und raune:

„Ist seine Hand wider Jedermann, wird Jedermanns Hand gegen ihn sein!“

Achtzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage sah ich den Croupier nicht an der Ecke, auch suchte er mich nicht auf, was mir sehr lieb war. Die Prophezeihung des Wahnsinnigen hatte mich zu sehr ergriffen und nur eine unermüdliche Thätigkeit ließ mich die Spieler einigermaßen vergessen.

Zwei Tage nach der Scene im „Whitehouse“ Nachmittags fünf Uhr hatte ich ein Geschäft im südlichen Stadttheil zu besorgen, als Witt in Jim's elegantem Buggy, welches noch vor drei Wochen der schönen Maggie gehörte, daher gefahren kam. Da uns in dem betreffenden Viertel Niemand kannte, so schwang ich mich rasch in das zweisitzige Fuhrwerk und in wenig Minuten hatte der flinke Renner die Stadtgrenze er-

reicht. Witt ließ das Pferd jetzt langsam gehen und sagte: „Freuen Sie sich mit mir. Le jeu est fait! Fräulein von Lilienstern ist gestern und heute ein Stündchen mit mir ausgefahren, soeben habe ich sie nach dem Hotel zurückgebracht und bin froh, Sie zu treffen, denn Sie müssen mir einen großen Gefallen thun."

„Und der wäre?" fragte ich gespannt, erwartete aber bereits wieder die Aufforderung, als Freiwerber für ihn zu fungiren.

„Würden Sie", fuhr er fort, „morgen zu meinem Vater gehen und eine Versöhnung anbahnen? Der alte Mann ist zwar sehr erbittert, aber ich glaube, daß er sich zufrieden gibt, wenn ich ein adliges Wappen mit unserem alten Namen vereinige; ich verlange vorläufig nur fünfzigtausend Dollars, um in New-York, oder wenn es der Lady lieber sein sollte, in einer europäischen Stadt ein Bankierhaus zu etabliren, denn arbeiten muß mein Kopf, sonst bin ich unglücklich und was ist denn viel Unterschied, Roulette, — trente et quarante — Börse? es ist heut zu Tage Alles einerlei."

Dieses Versprechen gab ich ihm mit Freuden und nahm mir vor, meine ganze Beredtsamkeit bei dem alten Clinton aufzubieten und recht warm für den Freund zu plaidiren; doch konnte ich mich nicht ent-

halten, Zweifel über das Gelingen meiner Mission auszusprechen.

„Dann ist's auch kein Unglück", sagte er zuversichtlich. „Bill kann mir ungefähr Zwanzigtausend Dollars borgen und was sonst noch fehlt, schafft Jim herbei und sollte er eine Spezial-Razzia auf den vollen Kasten seines halboffiziellen Alten machen müssen, geheirathet wird einmal!"

„Aber sind Sie denn schon im Reinen mit der Deutschen?" fragte ich neugierig und ein unangenehmes Gefühl überkam mich, daß eine Dame, welche ich bisher so hoch geschätzt, sich so rasch entschlossen haben sollte, einen, wenn auch schönen, doch gänzlich unbekannten jungen Mann zu heirathen.

„Das ist sonderbar von mir", sagte er und erröthete wie ein junges Mädchen, „ich habe noch nicht den Muth gehabt, ihr ein Wort zu sagen; aber sie ist so freundlich, so gut, so liebenswürdig, sie zeichnete mich schon auf dem Dampfer vor anderen Herren aus, sie wird nicht so grausam sein, mir einen Korb zu geben."

Mir schien es, als ob er zu sanguinisch sei und ich bemerkte, er solle seine Erwartungen nicht zu hoch spannen, deutsche Damen von Stande seien keine amerikanischen „Belles", die ohne Weiteres, wenn es ihnen

paßt, in die Kirche laufen und sich dem ersten, besten Fant antrauen lassen. Er aber hoffte und glaubte. —

Wir waren unterdessen wieder in der Stadt angekommen und am südlichen Stationshause stieg ich aus, um den Polizeibericht mitzunehmen.

Abends gegen zehn Uhr saß ich in dem Privat-Arbeitszimmer meines Chefs und erstattete diesem kurz Bericht über die wichtigsten Ereignisse des Tages. Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen.

„Mr. Hellmuth here?“ rief eine tieferregte Stimme. Ich schrack zusammen, in der Thüre stand Bill.

„Quick, take your hat Sir! Witt is shot and dying! Ein Ausruf des Schreckens entfuhr mir, in der Hast ergriff ich den Filz meines Chefs und eilte dem Boten nach. Dieser schritt dem jenseits der Marketstraße unserer Offizin schräg gegenüber liegendem „Greenhouse“ zu, vor welchem die Menschen dicht gedrängt standen. Zwei Polizisten hielten Wache an der Thüre, als Reporter ließ man mich jedoch sofort ein.

Im Schenkzimmer standen mehrere Spieler und verwandte Charaktere und unterhielten sich flüsternd. Wir schritten an ihnen vorüber, das Hinterzimmer wurde auf Bill's Klopfen geöffnet und dort bot sich mir ein schrecklicher Anblick.

Auf einer Chaiselonge lag Witt, stark blutend; das blühend, frische Gesicht war bereits bleich geworden. Zwei Wundärzte beschäftigten sich mit dem Verwundeten, zu Häupten saß Jim und hielt dessen rechte Hand.

„Einen Augenblick, Ihr Herren", sagte dieser zu den Aerzten. „Witt hat dem Herrn eine Mittheilung zu machen." Die Aerzte traten zurück. Der Verwundete entzog Jim die Hand und streckte sie mir entgegen, ich kniete ihm zur Seite. „Ihre Gegenwart", sagte er deutsch und mit brechender Stimme, „versüßt mir den Tod. Sie brauchen jetzt meinen Vater nicht zu besuchen. — Nehmen Sie das Bild in meiner Westentasche an sich, bringen Sie ihr meine Grüße, sagen Sie aber nicht, weshalb ich gestorben bin. O Gott! Es hat nicht sollen sein! — Vergessen Sie mich nicht!" — Ein Röcheln folgte. — „Fare well, Jim!" stieß der Sterbende mit aller Anstrengung heraus; die Lippen bebten, die Brust arbeitete schwer, das Auge begann wirr zu rollen — „Helene!" hauchte er und Puls und Augen standen still. Er hatte vollendet.

Jim erhob sich, die gedrungene Gestalt bebte, ein Zug des Schmerzes zuckte in seinen Lippen und aus den dunkelen Augen fielen zwei schwere Thränen. Die

Aerzte hatten die Hände gefaltet. Mein Gesicht sank auf die Brust des Todten, ich weinte, denn mir war ein Freund gestorben.

Nach einigen Minuten ersuchte mich Jim höflich, aufzustehen, da er die Thüre öffnen mußte; ich reichte dem gefürchteten Manne die Hand und mit einem kräftigen Drucke seiner schweren Rechten sagte er: „Don't you never forget him, he loved you as a brother!"

Die Thüre wurde geöffnet und die Spieler traten ein, um den todten Kameraden zu sehen; ich bat Jim, mir die Weste zu reichen, nahm die blutbefleckte Photographie und ging, ohne, wie es meine Pflicht als Reporter gewesen wäre, nach dem Mörder, oder den Ursachen des Mordes zu fragen.

Als ich über die Straße schritt, kreuzte der wahnsinnige Prediger meinen Weg, stellte sich an die Ecke und rief gegen die vor dem „Greenhouse" versammelte Menschenmenge:

„So geschah des Herrn Wort zu mir und sprach: Du Menschenkind! Wo Du den Gottlosen warnest und er sich nicht bekehret von seinem gottlosen Wesen und Wege, so wird er um einer Sünde Willen sterben, Du aber hast Deine Seele errettet. So spricht der Herr, Herr! Wer es höret, der höre es; wer es läßt,

der lasse es, denn es ist ein ungehorsames Haus! — Darum, so wahr als ich lebe, spricht der Herr! Es soll der dritte Theil von Dir an der Pestilenz sterben, und durch Hunger alle werden und das andere Drittel durch das Schwert fallen, rings um Dich her; und das letzte Drittel will ich in alle Winde zerstreuen und das Schwert hinter ihnen her ausziehen."

Trotzdem mir das Herz zum Zerspringen voll war, blieb ich doch stehen, als ich die Stimme vernahm und hörte aufmerksam, fast andächtig zu. Der unheimliche Prophet, dessen Voraussagung sich eben in so furchtbarer erschütternder Weise erfüllt hatte, schritt dann predigend weiter.

Verschiedene Male setzte ich in jener Nacht an, um einen Bericht über die Ermordung des Freundes zu schreiben, ich konnte nicht. Das Publikum, für welches ich schrieb, sah die Sache in einem ganz anderen Lichte, als ich, dieses Publikum sah einen Spieler, einen feinen Müssiggänger, einen zweifelhaften Charakter in dem Ermordeten und mir war er ein treuer, braver, hochherziger Freund gewesen. Schließlich ließ ich mir den Bericht von unserem alten Gerichtsreporter Lewis, einen Mann, der nie Gefühle, nie Sympathie oder Antipathie, sondern nur Thatsachen in die Zeitung brachte, niederschreiben und übersetzte denselben. Am

folgenden Morgen waren sämmtliche Zeitungen Mobtowns voll von der Tragödie. Der „Deutsche Demokrat", unser politischer Gegner, berichtete den Vorfall folgendermaßen:

„Mord im New-American-Theater. Im New-American-Theater fiel gestern Abend eine blutige That vor, die einem bekannten, jungen Dandy, James de Witt, das Leben kostete und die das Sündenregister des John P . . . ., eines berüchtigten Subjektes, um einen Mord vermehrt. P. feuerte im Buffet des Theaters dreimal hinter einander auf Witt, mit dem er während des Nachmittags Streitigkeiten gehabt haben soll. Zwei Schüsse trafen Witt am Halse über dem Brustknochen und eine Kugel setzte sich im Rückgrate fest. Als P. nach der That entfliehen wollte, wurde er von zwei Polizisten angehalten und festgenommen. Witt wurde auf einer Bahre nach dem „Greenhouse" gebracht, wo sich zwei Aerzte um ihn bemühten, er aber eine Stunde später starb. Der Ermordete soll mit einer distinguirten deutschen Dame verlobt gewesen sein."

Einige Tage später brachte dasselbe Blatt folgende Notiz:

„Die Freunde des John P . . . ., welcher im „American Theater" den James de Wilt Clinton er-

schoß, behaupten, daß der Letztere den Streit gesucht habe. Inzwischen giebt der Mord dem Gouverneur die Lehre, daß man mit der Begnadigung von Verbrechern sehr vorsichtig sein muß. Hätte man John P . . . . im Zuchthause sitzen lassen, wohin er schon früher wegen Mordes geschickt wurde, so hätte man der Stadt die letzte Blutthat erspart. Außer wegen der Ermordung seines Schwagers Campbell, die ihn ins Zuchthaus brachte, saß P . . . . auch ein Jahr im Stadtgefängnisse, weil er Joseph Emmert erschossen, der ihm, da er das Eintrittsgeld nicht erlegen wollte, den Zutritt zu einem Tanzvergnügen in Bathstr. verwehrte."

Um elf Uhr Vormittags fand die amtliche Todtenschau statt, welcher ich als Berichterstatter beiwohnen mußte, vorher hatte ich es schon mit dem mir befreundeten Leichenbeschauer und dem anwesenden Staatsanwalte arrangirt, daß man mich nicht als Zeugen vernahm.

Das Zeugenverhör ergab, daß Witt und John am Nachmittage in der Nähe des Dameneinganges am „City Hotel" in Streit gerathen waren. Abends trat Witt in das Schenklokal des in der Nähe des Hotels gelegenen „New-American-Theater", wo John als Privat-Polizist zur Aufrechterhaltung der Ordnung ange-

stellt war; es kam sofort wieder zu einem scharfen Wortwechsel und Witt drohte dem Andern, daß er ihn ohne Gnade niederschießen werde, wenn er ihn jemals wieder an dem Hoteleingange herumlungern sehe. Der Mörder nannte den Witt einen Gambler, dieser erwiderte mit einem feigen „Puppy“ und sofort krachten mehrere Revolverschüsse.

„Habe ich keine Freunde hier, die mich schützen?“ rief der Verwundete zusammenbrechend aus. Es war Niemand da. Der Mörder floh, wurde aber auf der Treppe festgenommen, den Sterbenden brachte man nach dem „Greenhouse“.

Am folgenden Nachmittage wurde Clinton von dem Hause aus, in welchem er gestorben war, beerdigt. Jim hatte eine glänzende Bestattung arrangirt, der tüchtigste Geistliche der bischöflichen Hochkirche hielt die Leichenrede. Lange besann ich mich, ob ich dem Todten unter den obwaltenden Umständen die letzte Ehre erzeigen solle und beschloß endlich, es nicht zu thun; die Gründe, welche Clinton einst selbst über Beschränkung unseres persönlichen Verkehrs auf Privat-Zusammenkünfte geltend machte, schienen mir Entschuldigung genug zu sein. In Gedanken versunken saß ich am Fenster meines Arbeitszimmers und ließ den Leichenwagen mit dem silberbeschlagenen Sarge und dem

glänzenden Kutschengefolge vorüber passiren. Als die erste Kutsche hinter dem Sarge, in welcher Jim mit einem Verwandten Clintons saß (der zürnende Vater hielt sich der Bestattung fern) an meinem Fenster vorüberfuhr, blickte der Napoleonskopf aus dem halboffenen Schlage und strafend traf mich das düstere, furchtbare Auge.

Gegen fünf Uhr Nachmittags trat ich den schweren Gang an, um der Dame die blutbefleckten Bilder zu bringen und die letzten Grüße der todten Freunde zu bestellen. Am Zahltische des Hotels gab ich meine Karte ab und ein Neger wurde hinauf geschickt, mich anzumelden. Da der Mord Stadtgespräch war, so bereitete ich mich darauf vor, über die Einzelnheiten befragt zu werden. Nach geraumer Zeit kehrte der Schwarze zurück und ersuchte mich, ihm zu folgen. In der Bel-Etage deutete er auf die halboffene Thüre des Damen-Empfangszimmers und ließ mich allein. Vor der Thüre blieb ich noch einmal stehen, um mich zu sammeln. Im Zimmer hörte ich sprechen; eine Frauenstimme rief im größten Schmerze aus: „O, dieser Tod! Ich kann ihn nicht vergessen! Immer brennt mir der Vorwurf auf der Seele, daß er um meinetwillen gestorben ist!“ — Ich war gewissermaßen froh, zu vernehmen, daß mir das Peinliche erspart sei, Etwas

über den Mord und dessen Ursache berichten zu müssen und klopfte an die halbangelehnte Thüre, eine andere Stimme rief zitternd herein. Auf dem Sopha saß eine Dame in den vorgerückten Zwanzigern, madonnenhaft schön und eine Greisin. Beide in tiefer Trauer. Sie erhoben sich und erwiderten meinen Gruß; die Aeltere schritt zur Seite, die Jüngere aber trat auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach mit vibrirender Stimme: „Es freut mich ungemein, den Jugendfreund Freimunds kennen zu lernen, nur ist es zu bedauern, daß eine solche Veranlassung Sie zu mir führt. Was haben Sie mir von dem theueren Todten mitzutheilen?"

Ich zog die Bilder hervor und sagte: „Mein Fräulein! Es ist mir eine schmerzliche Aufgabe, Ihnen diese Erinnerungszeichen so zurückbringen zu müssen, das Herzblut meiner Freunde klebt daran."

Als sie die Photographie auf dem gerahmten Daguerreotyp erblickte, schien sie sich zu besinnen, kaum hatte sie aber das Wort Freunde vernommen, so wurde ihr der Zusammenhang klar und mit einem erschütternden Schrei sank sie auf das Sopha und barg schluchzend ihr Gesicht in den Kissen desselben.

„Um's Himmelswillen, was haben Sie gethan?" rief die alte Frau erschrocken und bemühte sich um die Weinende. „Clinton auch todt!" schluchzte sie — „und

auch an diesem Tode bin ich schuld — o, ich bin furchtbar bestraft!"

Abermals brach sie in krampfhaftes Weinen aus. Ich ehrte diesen Schmerz und zog mich leise aus dem Zimmer zurück. Im Foyer des Hotels machte ich mir Vorwürfe wegen meiner Unvorsichtigkeit. Aber wie konnte ich ahnen, daß sie Nichts von einer Tragödie wisse, die sich nur wenige Schritte von dem Hotel entfernt abgespielt hatte und die seit zwei Tagen in Aller Munde war.

Nach etwa zwanzig Minuten kam der Neger, welcher mich angemeldet hatte, auf mich zu und sagte mir, daß ich in dem Damenparlor erwartet werde. Abermals stieg ich mit schwerem Herzen die Treppe hinauf, fand aber diesmal die Alte allein, welche sich mir als Begleiterin und Vertraute des Fräuleins vorstellte. Nachdem ich mich entschuldigt und ihr erklärt hatte, daß ich die erschütternde Mittheilung in der Voraussetzung gemacht, daß man bereits Alles gewußt habe, mußte ich ihr das blutige Ereigniß genau berichten. Als ich von dem Streite sprach, welchen Clinton an dem betreffenden Nachmittage mit seinem Mörder gehabt hatte, sagte sie: „O, jetzt wird mir Alles klar! Das gnädige Fräulein hatte vor dem Diner mit Herrn Clinton eine Spazierfahrt in einem der leichten ame-

rikanischen Wägelchen gemacht. Ich saß gerade am Fenster, als sie zurückkehrten. Da ein sehr ungestümes Pferd vorgespannt war und die Straße vor dem Eingange ziemlich abschüssig ist, so konnte er beim Aussteigen nicht viel behülflich sein. Plötzlich schritt ein Mensch, der für einen Herrn zu gemein und für einen Lump zu anständig aussah, auf sie zu, grüßte höflich, fast zärtlich und wollte sie aus dem Wagen heben. In demselben Augenblicke war jedoch Herr Clinton schon auf der Straße, lief um das Pferd herum, schlang die Zügel um sich und half ihr aussteigen. Sie trat, ohne sich umzusehen, in das Hotel ein. Herr Clinton aber hatte noch einen kleinen Wortwechsel mit dem Menschen, ich sah, wie dieser in die Brusttasche griff, da jedoch gerade ein Polizist des Weges kam, so ging er wüthend weiter. Clinton schwang sich in den Wagen, grüßte noch herauf und fuhr davon. Als ich das Fräulein von der Scene in Kenntniß setzte, welche ich beobachtet, ahnte ihr gleich Böses und ihre Ahnung hat sich in schrecklicher Weise erfüllt.

Die Damen hatten allerdings die Zeitungen gelesen, da aber der Ermordete bei seinem Spielernamen genannt war und sie Clintons zweiten Vornamen Witt nicht kannten, so ahnte Keine, daß es Clinton sein könne.

Ueber die Verhältnisse des Todten theilte ich ihr nur so viel mit, als nöthig war.

„Er war ein so lieber, herzensguter, ritterlicher Mann“, sagte sie bewegt, „er hatte ein besseres Schicksal verdient!“

„Vielleicht ist's besser so!“ sagte ich ernst, bereute aber das Wort sofort und war froh, daß es nicht verstanden worden war. Ich verabschiedete mich.

Am folgenden Tage begab ich mich abermals in das Hotel, denn ich hatte in der Aufregung bei meinem ersten Besuche vergessen, den Damen meine Dienste anzubieten. Auch diesmal wurde ich von der Alten empfangen, das Fräulein war zu stark erschüttert und konnte ihr Zimmer nicht verlassen, die Washingtoner Freundin war telegraphisch herbei gerufen worden und befand sich an ihrer Seite.

Die Damen hatten beschlossen, mit einer Familie von der russischen Gesandtschaft, welche demnächst nach Europa zurückkehrte, bis St. Petersburg zu reisen und das Fräulein beabsichtigte, sich auf ihr Gut bei Jelisabethpol zurückzuziehen.

Trotzdem ich die Georgierin nur einmal gesehen, so kann ich sie nie wieder vergessen. Immer und immer muß ich der Feuerlilie meines Freimund gedenken, beständig steht mir das schmerzverklärte Madonnenge-

sicht vor Augen. — Oft wenn ich Nachts an meinem Schreibtische sitze und der gewöhnlich hastig und unaufhörlich an der Tagesgeschichte arbeitende Telegraph eine kleine Pause macht, dann beginnen meine Gedanken zu wandern, sie fliegen rasch über das Weltmeer und über Europa hinweg nach den Grenzen Asiens, bis sie zu einer alleinstehenden Lilie gelangen, welche im sonnigen, glückverheißenden Frühling des Lebens der Rauchfrost traf und welche nun hinwelken muß, weil, wie das Volkslied sagt, dem Menschenherzen nur Einmal der Frühling lacht.

Möge ihr Lieblingslied, welches im Laufe der Begebenheiten ganz unwillkührlich zum rothen Faden unserer Erzählung geworden ist, das einst so stürmischheiße und nun für immer verwaiste Herz trösten! Möge sie Beruhigung finden in dem für drei Menschenleben zum Normenspruch gewordenen Dichterworte:

„Es hat nicht sollen sein!“

Neunzehntes Kapitel.

Die Spielergesellschaft hatte fernerhin für mich keine Anziehungskraft mehr. Jim, der einzige Charakter und Mann unter der verworfenen Bande war keine mir verwandte Natur, das kurze Wesen des Mannes und das strenge Auge stießen mich ab; wir grüßten uns auf der Straße, das war Alles. Auch er blieb von den Prüfungen und Wechselfällen des Lebens nicht verschont; auch er mußte die Erfahrung machen, daß das Glück eine leichtsinnige, wankelmüthige Dirne ist. Einige Monate nach dem Tode seines eleganten Croupiers trat ein Brasilianer in Jim's Spielhölle und sprengte die Bank; da ein Unglück selten allein kommt, so wurde einige Tage später das Lokal von der Polizei geschlossen. Fast gleichzeitig erfolgte noch der dritte, schwerste Schicksalsschlag, Jim's halboffizieller „alter

Mann" starb, ohne ein Testament zu hinterlassen und der flotte Sportsmann mußte lernen, sich einzurichten. Er zog sich allmälig von der Ecke zurück, zumal er sich dem Alter näherte, in welchem sogar ein Schwabe vernünftig wird, und warf sich mit Eifer auf die Politik.

Nur noch einmal traf ich nach dem Tode Clintons mit ihm zusammen. Es hatte eine Staatswahl stattgefunden und ich begab mich Abends in das Hauptquartier der Polizei, um die Berichte zu notiren. Am oberen Ende der langen Tafel saß Jim, um im Auftrage des Staats-Central-Comités dasselbe zu thun; ich setzte mich ihm zur Seite. Als der Telegraph eine kleine Pause machte, blickte er auf, grüßte, reichte mir nachlässig die Linke und flüsterte: „Ich kann es Ihnen nie verzeihen, daß Sie Ihrem Freunde die letzte Ehre nicht erwiesen." Hastig, unüberlegt und vielleicht sogar etwas gereizt erwiderte ich: „Sie wissen es recht gut, daß ich nie ein Spieler war."

Heute ist es mir noch unerklärlich, wo ich den Muth hernahm, diesem furchtbaren Manne Das zu sagen und ich fürchtete damals sehr, er werde über mich herfallen; er sagte gar Nichts, doch ein Blitz seines Auges traf mich, der mich erbeben machte und seit jener Stunde grüßte er mich nicht mehr.

Die Anderen hat ihr Schicksal rasch ereilt. John

P . . . . wurde bald nach dem Morde prozessirt; seine reiche Verwandtschaft machte abermals die größten Anstrengungen, ihn vom Galgen zu retten und so kam es, daß er nur des Mordes im zweiten Grade schuldig befunden und zu fünfzehn Jahren Zuchthaushaft verurtheilt wurde; er sitzt noch. Wiederholt hat man seither Versuche gemacht, seine Begnadigung zu erwirken, weil er an einer unheilbaren Krankheit leidet, aber jeder Gouverneur des Staates hat bis jetzt eine derartige Zumuthung zurückgewiesen und so ist es wohl möglich, daß sich auch an ihm das Wort des wahnsinnigen Predigers erfüllt. An dem Taschendiebe Pony ist es buchstäblich wahr geworden; derselbe verfiel in der Präsidentschafts-Campagne von 1868 dem Säuferwahnsinn und wurde ins Staats-Irrenasyl gebracht, wo er sich den Kopf an den Wänden seiner Zelle zerschmetterte. Die Uebrigen haben sich nach anderen Städten gezogen, nur Jim blieb in Mobtown und starb im Herbste des Jahres 1870 als geachteter Zollbeamter eines natürlichen Todes.

Der Leser wird gewiß verwundert fragen: „Wie kam es, daß ein solcher Mensch im Handumdrehen ein geachteter Regierungsbeamter wurde?"

Auch darüber kann ich Auskunft geben, denn ich habe die Ursache zufällig miterlebt.

Als General Grant im Jahre 1868 zum ersten Male zum Präsidenten erwählt worden war, spaltete sich die republikanische Partei des Staates, von welchem Mobtown die Hauptstadt ist, in zwei Fraktionen. Man wußte, daß der betreffende Staat durch Ernennung eines seiner Bürger in das neue Ministerium geehrt werden würde und da der Betreffende auf diese Weise Inhaber einer großen Aemter-Patronage wurde, so machte jede der beiden Fraktionen gewaltige Anstrengungen, die Uebermacht zu gewinnen, um ihrem Führer den glücklichen Posten zu sichern. Einige Monate nach der Wahl hielt die republikanische Partei ihren Staats-Convent in einem Theater Mobtown's, welchen ich als Berichterstatter zu besuchen hatte. Beide Fraktionen waren zahlreich vertreten und schon bei der Prüfung der Delegaten-Mandate setzte es einen Heidenscandal ab, der sich zum Aufruhr steigerte, als man zur Organisation schritt, denn von dieser hing Sein oder Nichtsein ab. Die Parteiführer waren persönlich anwesend und schritten von der Bühne, auf welcher die Ehrenpräsidenten, die Redner, die perminenten Parteimitglieder und die Berichterstatter saßen, in das Parterre unter die erregte Menschenmenge, um ihre allzu leidenschaftlichen Parteigänger zu beruhigen. Sie hatten nicht den geringsten Einfluß auf den schreienden,

heulenden, tobenden und fluchenden Menschenhaufen, unter dem sich ein sehr starkes Raufboldelement befand. Schon war ein Schuß gefallen und hatte die Gläser des Kronleuchters zerschmettert, daß die Scherben klirrend unter die wüste Menge fielen, Dolche und Bowiemesser blitzten, Hähne knackten, ein schreckliches Blutbad schien unvermeidlich. Die Polizei war machtlos, die Rufe des Präsidenten und der Führer verhallten.

Während des wildesten Durcheinanders trat Jim aus den Coulissen; er hatte seinen grauen Napoleonsüberrock an und war bis an den Hals zugeknöpft. Mit der größten Ruhe stellte er seinen feinen Cylinder auf den Tisch des Präsidenten, schritt an dem bereits größtentheils verlassenen Reportertisch vorüber, bis an die Lampen.

„Sit down boys!" rief er mit seiner gewaltigen Commandostimme, aber der wildwogende Haufe beachtete ihn nicht. Er stand nur einen Schritt von mir entfernt und ich beobachtete seine Züge genau. Das Auge sprühte, die dünnen Lippen trennten sich und zeigten die aufeinandergebissenen Zähne, eine schreckliche Wuth schien in dem Manne zu kochen, daß man es wagte, ihn zu ignoriren. Die alte Rauf- und Kampflust des gefürchteten Pflug-Ugly-Capitäns erwachte wieder und ohne noch ein Wort zu sagen, sprang er plötzlich mit

einem wahren Raubthiersatze mitten unter die tobende Menge und hing einem riesigen Burschen, der berserkerwüthig einen Revolver schwang, auf dem Rücken. Dieser stürzte, der Revolver entfiel ihm und entlud sich, einen Augenblick war Jim in dem Gewühl und Pulverdampf unsichtbar. Plötzlich tauchte die gedrungene Gestalt über den Häuptern der Anderen auf, er stand auf einem der feingepolsterten Sessel, entriß dem Ersten Besten den Revolver, drückte mit der Linken einen Hauptschreier auf den Sitz nieder und rief dann noch einmal mit erschütternder Stimme: „Sit down, I said!“ Dieser Ruf machte mich beben. So bebt der Beduine, wenn er Nachts in der Nähe seines Lagers das grollende Brüllen des Löwen hört. Trotzdem mich jeden Augenblick eine Kugel treffen konnte, hätte ich meinen Platz nicht verlassen können, ich war wie gelähmt. Der Lärm wurde schwächer. Die Raufbolde unter der Menge brachen jedoch in lauten Jubel aus:

That's him! That's Jim! That's the Capt'n! Hurrah for Jim! Three cheers for the glorions Plug-Uglies!

Der Gewaltige winkte Ruhe und im Nu war Alles still. „Gentlemen!“ sagte er mit vibrirender Stimme. „Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, welche Sie mir schenken und möchte nur bemerken, daß wir hier

versammelt sind, um die wichtigen Fragen der Stände zu berathen, nicht aber, die blutige Vergangenheit heraufzubeschwören. Die Tage der Plug-Uglies sind gewesen und niemals werden sie wiederkehren; ich glaube auch nicht, daß irgend Jemand unter uns ist, der sie im Ernste zurückwünscht. Jene Raufereien und Straßenkämpfe waren unsere Jugendstreiche, heute sind wir Männer und als Männer sollen wir gesetzliebende Bürger sein! Die Zeit ist zu ernst für Kämpfe um politische Beute; eine Nation steht vor uns in Trauer um ihre im Bürgerkriege gefallenen Söhne und im Namen dieser Nation, unserer trauernden Mütter, beschwöre ich Sie, den Schmerz derselben zu ehren und da, wo National-Angelegenheiten berathen werden sollen, den Anstand zu wahren! Ich erwarte unbedingt, daß Jeder ruhig seinen Platz einnimmt und nicht eher spricht, bis ihm der Präsident das Wort ertheilt. Von Stund an bin ich für die Ruhe dieses Convents verantwortlich. Herr Präsident! Indem ich nachträglich um Entschuldigung bitte, daß ich ohne Erlaubniß hier gesprochen habe, zeige ich an, daß das Haus bereit ist, zur Tagesordnung überzugehen!"

Der Beifallsjubel wollte abermals losbrechen, doch ein Blick und ein Wink des gefürchteten Capitäns erstickte ihn. Im Theater herrschte Grabesstille, die Ver-

handlungen nahmen ihren Fortgang. Jim schritt leise auf die Bühne zurück, nahm seinen Hut und setzte sich im Hintergrunde bescheiden auf eine Bank. Die politischen Führer aber traten auf ihn zu, reichten ihm die Hand und Einer sagte: „Wir sind Ihnen zu großem Danke verpflichtet. Sie haben einen blutigen Auftritt verhütet und von der republikanischen Partei des Staates eine Schmach abgewendet!

Wenige Wochen nach der Einsetzung des Präsidenten wurde Jim zum Inspektor im Zollamte ernannt; er soll ein tüchtiger, pflichttreuer Beamter gewesen sein, wie man sie in Amerika nicht gerade sehr häufig findet.

Niemals habe ich wieder mit einem jener Leute gesprochen; im Laufe der Zeit kaum einmal an sie gedacht. Nur Einen kann ich nicht vergessen, den schönen, liebenswürdigen und trotz alledem herzensbraven James de Witt Clinton. Was mir in seinem Leben und Handeln strafbar erschien, hat in meinen Augen sein tragischer Tod gesühnt. Mag der Leser auch noch so bedächtig den Kopf schütteln über meine sonderbare Schwärmerei für diesen „zweifelhaften Charakter“, es ist nun einmal meine Schwäche, „a weakness for the weaker side“ wie Joaquin Miller sagt und ich schließe diese Erinnerung mit Miller's wackeren, bei einer ähnlichen Gelegenheit gesprochenen Worten:

Verläst're, wer da will, den Todten;
Sagst, daß er starb in Sünd' und Schand',
Daß schwarz sein Herz und roth die Hand,
Sagst alles dieses und noch mehr,
Sagt's kühn, es sei Euch unverboten!
Ich sag' nur, gegen mich war er,
(Was er auch sonst gewesen ist)
Aufrichtig, treu zu allen Stunden,
Wie ich noch keinen je gefunden —
Sünder — Heil'ger — Pharisä'r —
Von Kind auf bis zu dieser Frist
Er war mein Freund! Ich sag' es frei,
Als er noch stand auf lichten Höhen.
Todt und entehrt — ich bleib' ihm treu
Und werde mannhaft zu ihm stehen!

Unsere Erzählung geht zu Ende. Waldheim hat den ganzen Krieg mitgemacht. Er wurde verschiedene Male leicht verwundet und avancirte während der mehrtägigen Schlacht in der virginischen Wilderniß zum Lieutenant. Nachdem er ehrenvoll ausgemustert war, zog ihn eine sonderbare Sehnsucht nach dem Schauplatze seiner ersten Heldenthaten, die jedoch bald ihre Erklärung fand, indem er mir mittheilte, daß er die junge Wittwe eines gleich in der ersten Schlacht am Bull-Run gefallenen Majors der Conföderirten heirathen werde.

Freimund hatte damals auf der Schule Recht,

Waldheim hat eine sehr gute Parthie gemacht, der Vater der Dame ist einer der reichsten Pflanzer des Staates; aber er hat auch wieder nicht Recht, denn die kleine Rebellin ist durchaus keine Gans, sondern ein witziges, interessantes und liebenswürdiges Frauchen, das mehr von Politik und Staatswissenschaft versteht, als mancher Journalist und Handwerkspolitiker. Der schlichte Waldheim schneidet neben diesem Sprühteufelchen eine ziemlich langweilige Figur, aber sie liebt ihn aufrichtig, er ist ein tüchtiger, umsichtiger Pflanzer und steht im ganzen County in großer Achtung. Diese Ehe ist ein neuer Beweis, daß Nord und Süd in der Union sich rasch versöhnen, wenn nur der gute Wille vorhanden ist.

Der geneigte Leser wird dem Erzähler gewiß gerne das Zeugniß geben, daß er sehr, sehr bescheiden ist; ich habe noch kein einziges Mal Ich gesagt und das ist bei einem amerikanischen Reporter unerhört. Man wird mir deshalb wohl verstatten, noch einen Augenblick von mir selbst zu sprechen, denn ich gehöre ja gleichfalls zu der Geschichte. Auch der Erzähler ist — wenn dieses Jemanden interessiren sollte — bei dieser Gelegenheit zu einer Frau gekommen und diese ist sogar eine Bekannte des geneigten Lesers.

Als ich nach den Vereinigten Staaten auswan=

derte, besuchte ich vorher Freimunds Mutter, um mir nähere Auskunft über diesen zu verschaffen, denn seit seinem letzten Briefe aus New-York hatte ich Nichts wieder von ihm gehört. In dem Hause der Frau Freimund traf ich die Jugendverlobte unseres Tannhäuser, die groß gewordene „kleine Natalie". Ihr Vater war sehr plötzlich gestorben und das Mädchen wohnte im Freimundschen Hause. Sie war damals einundzwanzig Jahre alt, verschiedene Heirathsanträge hatte sie ausgeschlagen, denn sie konnte den blonden, bösen Fritz nicht vergessen. Aus Thüringen nahm ich meinem Herzen ein liebliches Bild mit über das Weltmeer. Wiederholt schrieb ich an Frau Freimund, die Briefe wurden von Natalie beantwortet; sonderbarer Weise schrieb ich immer häufiger und eines Tages machte ich den kühnen Vorschlag, Frau Freimund und Natalie möchten herüberkommen, denn ich hatte unterdessen hier eine Existenz gefunden. Wer beschreibt meine Freude, als sie wirklich kamen.

Natalie ist eine tüchtige Hausfrau geworden. Wenn wir manchmal Abends in einer meiner spärlichen Freistunden an unserem trauten Heerde sitzen und der Vergangenheit, sowie unseres unvergeßlichen Todten gedenken (von Clinton spreche ich in meiner Familie nie), dann sagt sie mitunter: „Er war trotzdem ein

guter Mensch!" Und meine Kleinen können nicht begreifen, warum die Großtante weint.

Meinen ältesten Sohn habe ich Fritz genannt, zu Ehren des todten Jugendfreundes; er klimpert jetzt auf der Münchenerin seines unglücklichen Pathen. Möge er ein Freimund, aber kein Tannhäuser werden!

So sitze ich, wie der kummergebeugte, nach Heimkehr verlangende Sohn des Laertes an der Blutlache meines Todtenopfers vor dem belebten Schattenreiche meiner Erinnerung, den Gestalten wehrend, die von dem Blute zu trinken und zu sprechen verlangen.

Auch ich sehne mich nach Heimkehr und Ruhe. Zwar habe ich keinen Poseidon erzürnt und keine Städte bezwungen, auch habe ich kein hölzernes Roß erfunden; nicht einmal das Pulver habe ich erfunden, trotzdem ich ein Deutscher bin und drei Jahre lang in einem deutschen Kloster war. Die Göttin der Weisheit hat nie an meiner Seite gestanden, Narrheit und Thorheit dagegen haben mich noch zu keiner Stunde meines Lebens verlassen.

Mit dem großen Helden Homers, dem göttlichen Dulder Odysseus, habe ich deshalb nicht die geringste Aehnlichkeit.

Aber auch ich habe meine Irrfahrten erlebt, auch

ich bin von Riesen und Zwergen verfolgt worden; auch ich war in dem Palaste des Circe und habe nicht immer das schützende Kräutlein des Götterboten besessen, wenn ich von der süßen Kost der Zauberin genoß. Auch mir haben unverständige Freunde Trübsal und Jammer genug bereitet und Manchen hat vor meinen Augen die hochgehende Fluth des Lebens verschlungen.

Doch es wird Zeit, daß wir die Pforte der Erinnerung schließen. Gerne würde ich noch manche der sich herandrängenden Gestalten sprechen lassen, doch wie dem Odysseus, nahen auch mir

„unzählige Schaaren der Geister
Mit grauenvollem Getös' und es faßt mich bleiches Entsetzen,
Ob mir jetzt die Schreckensgestalt des gorgonischen Unholds
Send' aus Ais' Palast die furchtbare Persefoneia."

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.





